2
1961



PREIS: 1,– DM

ARMEE Rundschau



Kurt Zimmermann · Roter Matrose

Das Bild an der Straße



Am Lenkrad erlebt

von

Stabsgefreiter Karli Köppchen

Also neh'm wir mal das Gas weg...
Vor vier Wochen habe ich ganz vergessen, euch den Otto vorzustellen. Ja, das ist der Dicke, der hier neben mir sitzt. Ihr könnt euch ja denken, daß nicht einer allein auf'm G 5 durch die schöne deutsche Landschaft kutschiert. Otto ist immer dabei. Und das ist gut; denn auf Otto kann man sich verlassen. In jeder Beziehung. Aber Otto ist schweigsam. Was er sagt, haut hin; aber bis er mal was sagt... Na ja, bei manchem fällt der Groschen pfennigweise. Die Würmer müssen ihm erst aus der Nase gezogen werden. So ist Otto.
Und nun haben sie Otto zum Schreiben verdonnert. Kam doch der Wandzeitungsredakteur unserer Einheit und meinte, der Dicke soll 'nen Artikel zum Jahrestag der Sowjetarmee schreiben. Die Losung „Kumpel, greif zur Feder" gelte auch für den Volksarmisten, außerdem sei das eine große Ehre und Termin der 15. Februar. Mein Otto wurde ganz bleich und fing erst einmal an, tief Luft zu holen, um in wohlgesetzter Rede zu erklären, daß ihm das Ausfüllen des Fahrtenbuches als literarische Betätigung vollauf genügt. Aber bei der Armee muß man fixer sein. Der Genosse war bereits verschwunden. Außerdem hatte er einen höheren Dienstgrad.
Nun, jetzt war vielleicht etwas gefällig auf unserem Kahn. Otto saß tagelang neben mir wie ein betender Buddha und verkündete bruchstückweise, daß am 23. Februar 1918 die Rote Armee entstand und daß wir also im Jahre 1961 ihren 43. Geburtstag feiern, daß die Sowjetarmee eine Armee des Friedens ist, daß die Nationale Volksarmee im Rahmen des Warschauer Paktes in enger Waffenbrüderschaft mit ihr verbunden ist und so weiter, und so weiter. Bis mir der Geduldsfaden riß.
„Sag mal, Otto", unterbrach ich ihn eines Tages, als wir in Richtung Neubrandenburg auf der Straße 96 dahinrollten, „willst du nicht gleich den vorjährigen Leitartikel aus der Volksarmee abschreiben?"
„Ob man das kann?" fragte er hoffnungsvoll zurück.
„Nee, das kann man nicht, obwohl da alles richtig ist. Aber die Genossen erwarten von ihrer Wandzeitung und ihrem Otto etwas anderes, etwas, was aus dem Leben unserer Einheit kommt, aus deinem persönlichen Erleben. Kapiert?"
Otto blickte wieder unglücklich in die Gegend. Ich blickte auch, aber nicht unglücklich, sondern weil ich mal ganz rasch schalten mußte. Wir fuhren gerade durch eine Kreisstadt und an den dortigen Kasernen unserer Freunde vorbei. Plötzlich stand der G 5.
„Was ist los — Panne?" fragte Otto.
„Im Gegenteil, jetzt woll'n wir erst mal deine Geistes. panne beheben. — Was siehst du da drüben rechts an der Hauswand? — Sehr richtig, ein großes Leninbild. — Und was steht da vor uns? — Sehr wahr, ein LKW der sowjetischen Armee vom Typ SIL 150. Und daneben? Ein Posten mit der MPi, Kalaschnikow. — Na also, und von dieser Begegnung hier erzählst du deinen Wandzeitungslesern."
Otto sah mich an wie der Wärter seinen Affen. Dann legte er los: „Du hast wohl Wasserblasen im Tank! Die halten mich doch für verrückt, wenn ich ihnen von den großen Neuigkeiten eines Leninbildes und eines SIL 150 erzähle. Mensch, Leninbilder hängen doch auch bei uns an den Wänden, und auf unserem SIL 150 wolltest du selber mal ganz gern eine Runde drehen. Und die MPi haben wir auch, hast doch schon damit geschossen. Das sind doch Selbstverständlichkeiten." Ja, wenn Otto sich aufregt, kann er reden wie'n Wasserfall.
„Siehste, Dicker, und gerade über diese Selbstverständlichkeiten sollst du schreiben. Wieviel sind gegenüber solchen Dingen schon betriebsblind geworden. So ein Leninbild ist doch nicht einfach ein Wandschmuck. Die Tatsache, daß heute, 43 Jahre nach Gründung der Roten Armee, der Arbeiter-und-Bauern-Armee, das Bild des Gründers der Arbeiter-und-Bauern-Macht nicht nur in unseren Kasernen ist, daß es in Korea genauso hängt wie in Ungarn, in Vietnam genauso wie in Bulgarien sollte doch einigen einiges zu denken geben. Überleg mal, was die Armeen der Kapitalisten seit 1918 alles unternommen haben, um den Arbeitern die Leninsche Staatsmacht mitsamt ihren Waffen aus der Hand zu schlagen. Wir wissen doch, wer in Stalingrad war. Um das Bild abzuhängen. Und alles, was damit zusammenhängt. Auch unser Leben. Na, und nun? — Das Bild hängt in unseren Kasernen, und der SIL 150 und die MPi leisten auch uns gute Dienste. Jetzt kann uns keiner mehr an den Karren fahren.
Das schreibste auf, Otto!"
So, das war's und das wär's für heute. Na, da woll'n wir mal wieder Gas geben.

postsack . . . postsack

Eine gute Medizin

Durch Ihr Schreiben vom 1. Dezember 1960 erhielt die Parteileitung unseres Truppenteiles Kenntnis von dem schlechten Verhalten einiger unserer Einheiten zu ihren kranken Genossen. Dazu im einzelnen folgendes: Ihr Brief wurde vom Kdr. in einer Besprechung mit allen Kdr. der Einheiten ausgewertet. Des weiteren mit allen Partei- und Politstellvertretern.
Vom Med. Punkt unseres Truppenteiles wurde eine Aufstellung aller Kranken, die sich zur Zeit außerhalb des Dienstbereiches befinden, angefertigt und den Einheiten befohlen, diese Genossen sofort zu besuchen. Unter anderem auch die beiden im Brief erwähnten Genossen.



Zum Weihnachtsfest und Jahreswechsel wurde allen kranken Genossen je ein Päckchen sowie ein Buch als Geschenk überreicht. Im Zusammenhang damit ein persönliches Schreiben des Kdr. und der Parteileitung.
Wir hoffen, daß Sie mit den von uns eingeleiteten Maßnahmen einverstanden sind. Unsere Aufgabe wird es in Zukunft sein, alles zu unternehmen, um derartige Mißstände von vornherein zu unterbinden.

Parteileitung
des Verbandes Ernst

Wohin mit der Braut?

In diesem Sommerjahr hab' ich die Absicht, mit meiner Verlobten in Urlaub zu fahren. Weißt Du, an wen ich mich da wenden kann?

Matrose Horst Herrmann



Viele schwören auf die Zelterei. Vielleicht versuchen Sie es einmal damit. Leihen Sie sich von einem Freund oder der FDJ ein Zelt, holen Sie sich vom

Reisebüro einen Zeltschein – und dann ob die Bahn oder das Motorrad an die Ostsee oder in den Thüringer Wald. Diese Art, den Urlaub zu verbringen, hat nicht nur den Vorzug, daß sie am billigsten ist.
Reisen kann man aber auch mit dem Deutschen Reisebüro.

Die Redaktion

Da hat vor 50 Jahren noch keiner dran gedacht

Ihre „AR“ ist mir als Deutschlehrer eine wertvolle Hilfe im Unterricht, da ich an Hand vieler Beispiele den Schülern klarmachen kann, wie sich unsere Volksarmee grundsätzlich von den



deutschen Armeen der Vergangenheit und von der Bundeswehr unterscheidet. Gab es in der Vergangenheit und gibt es in Westdeutschland so etwas wie die „Armee-Rundschau“? Darin werden Erfolge und Mißerfolge gleichsam behandelt. Gut finde ich z. B. die Einschätzung der Gruppen einschließlich des Gruppenführers und des Zugführers. Wer hätte in der Wehrmacht früher öffentlich kritisieren können? Er wäre für verrückt erklärt worden.

Siegfried Günther
Heldrungen

Wie wäre es, wenn man eine Seite in der „AR“ dazu verwendet, Gedichte und Erlebnisse von Soldaten abzudrukken? Die „AR“ soll doch die Zeitung für den Soldaten sein, in der von jedem etwas enthalten ist, z. B. Politik, Ausbildung, Unterhaltung und Sport.

Gefreiter Sänger

Gebt doch mal eine Übersicht über die Raketentechnik der UdSSR und USA. Zeigt auch einmal auf, wie die Sowjetarmee die U-2 des Powers über Swerdlowsk abschoß.
Mit artilleristischem Gruß „Feuer“.

Gefreiter der Reserve
Horst Richter

Die Neuerungen im Heft 1 haben mir gut gefallen. Ich wollte schon immer mehr über unsere Waffenbrüder und über Technik in der „AR“ lesen. Daß die Zeitschrift jetzt auch mehr unterhaltenden Lesestoff bietet, finde ich ebenfalls ausgezeichnet.

Soldat Gladigau,
Leipzig

Seit dem Januarheft erscheint unsere Zeitschrift in Inhalt und Aufbau wesentlich verändert. Der schreibende Soldat soll in Zukunft sehr oft zu Worte kommen, und nicht nur auf einer Seite. Auch der Militärtechnik, darunter der Raketentechnik, haben wir mehr Platz eingeräumt.

Die Redaktion

Wer schickt ihm die "AR„?

Heute las ich in der „Armee-Rundschau“ 1/61 von dem polnischen Genossen, der gern unsere Zeitschrift lesen möchte.
Schickt mir doch bitte seine genaue Adresse, da ich gern mit ihm in Briefwechsel treten würde.

Ob.-Matr. Folker Schramm,
Kühlungsborn

Die Anschrift gaben wir einem Kollektiv aus Kamenz sowie einer Leserin unserer Zeitschrift. Wir danken aber auch all denen, die im Gefühl brüderlicher Verbundenheit mit den befreundeten sozialistischen Armeen ebenfalls um die Adresse baten.

Die Redaktion

Noch einmal zum Thema Höflichkeit



Wäre Evelyn ohne Rad gewesen, hätte sie vielleicht nicht einmal zu winken brauchen.

Wunderlich, Gerald,
Großfriesen,
Kr. Plauen/Vgtl.

Wie sollte ein Soldat, ist er im Rahmen der Gefechtsausbildung unterwegs, seine Aufgabe erfüllen, wenn er erst einem Mädel hilft, das Rad zu reparieren. In erster Linie, denke ich, gilt es, die Aufgaben zum Schutz unserer sozialistischen Heimat zu erfüllen.

Edith Lüthke,
Strausberg,
Wriezener Str. 45

Was Gefr. Böhlert schreibt, hat er sich wohl kaum gut überlegt. Warum will er nicht helfen, wenn eine Frau schon 30 Jahre ist? War seine Mutter nicht auch einmal 30 Jahre?

Ilse Bock,
Riesa-Gröba, Oststr. 37

Wenn ein Soldat von der fahrenden Straßenbahn springt, heißt es: „Na bitte, die Armee.“ Springt der Kollege Lehmann ab, dann ist es eben nur der Lehmann.

Gerhard Flügel, Uffz. i. R.,
Leipzig O 5

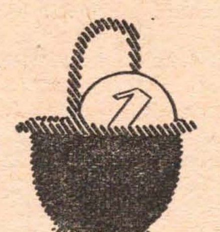
Die Diskussion, die wir hiermit beenden, ergab im wesentlichen Übereinstimmung in folgenden drei Punkten:

1. Ein Armeefahrzeug, das in der Kolonne fährt, darf nicht anhalten, um einem Mädchen am Straßenrand zu helfen.
2. Unsere Soldaten und Offiziere sind im allgemeinen höfliche und hilfsbereite Menschen.
3. Die Bevölkerung schaut auf uns Volksarmisten, was ebenfalls zu vorbildlichem Auftreten verpflichtet.

Die Redaktion

Einen Pfennig für einen Korb

Bestimmt sind unsere jungen Soldaten höflicher als die anderen Jungen, auch auf dem Tanzboden. Aber einmal habe ich folgendes erlebt: Ein Soldat fordert höflich ein Mädchen am Nebentisch auf. Er bekommt einen Korb. Nach einer Weile erscheint ein Freund des Soldaten. Er legt dem Mädchen einen Pfennig auf den Tisch und geht dann wieder. Kein Wort hat er dabei gesagt. Ich weiß nicht, war das richtig?



Ilse Benthin,
Erfurt

Ein gesundes, sozialistisches Verhältnis zwischen Jungen und Mädchen, zwischen Mann und Frau beruht u. a. auf gegenseitiger Achtung. Wurde dieser Grundsatz bei dem geschilderten Vorfall verletzt? Was meinen Sie, lieber Leser der AR?

Wer hilft?

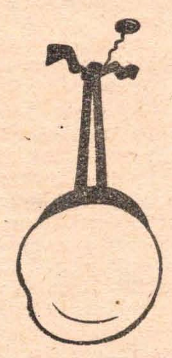
Wir bitten um eine Kulturgruppe der NVA. In diesem Jahr war noch nichts los hier. Sollte uns aber die Volksarmee mal mit einer Kulturgruppe beim fröhlichen Beisammensein unterstützen, werden wir unsere Arbeit viel leichter erfüllen können.

Das Reservisten-Aktiv
Aspenstedt

sack . . . postsack . . . postsack . . . post

Die Mützen nicht an den Nagel hängen

Vor einiger Zeit waren wir zum großen Tanzabend in der HOG Dänholm (Stralsund). Auf den ersten Blick sah alles sehr nett aus. Für jeden Tisch war eine kleine Laube hergerichtet. Als wir zwei Tage später wieder in dieser Gaststätte saßen, waren wir von ihrem Aussehen sehr unangenehm berührt. Die Gardinen weisen faustgroße Löcher



auf. An den Wänden sind über jedem Tisch etwa 20 bis 30 Nägelchen eingeschlagen. Die sind für die Mützen der Matrosen gedacht. Die Tischdecken sind größtenteils schmutzig oder weisen Löcher auf. Von den Wänden und der Decke fällt der Putz. In dieser HOG suchen Genossen der Volksmarine oft nach der anstrengenden Arbeit des Tages ein wenig Erholung. Aber kann man sich in so einer Gaststätte wohl fühlen? Bestimmt nicht!

Der Bedienung scheint der Begriff „Höflichkeit" auch fremd zu sein.

Es wäre bestimmt gut, wenn Ihr Euch einmal mit der Gaststättenleitung in Verbindung setzen würdet. Oder soll es immer so bleiben?

Das fragen Euch drei

Medizinstudentinnen

Es soll natürlich **nicht** immer so bleiben. Wir hoffen im nächsten Heft eine Stellungnahme der HO Stralsund veröffentlichen zu können. Die Redaktion

„Freundschaft, Genossen Soldaten!"

Am 10. 11. herrschte große Aufregung und Freude unter den Thälmann-Pionieren des Schulhortes Linderbach. Erwartete man doch den Besuch einer Delegation Soldaten der Einheit Schmidt unserer Nationalen Volksarmee, um mit ihnen einen Freundschaftsvertrag abzuschließen.

In diesem Freundschaftsvertrag heißt es u. a.:

- *Unsere Soldaten helfen den Thälmann-Pionieren bei Wanderungen, bei ihren Bastel- und Spielnachmittagen.*
- *Unsere Soldaten erzählen den Thälmann-Pionieren aus ihrem Leben und laden sie zu bestimmten Tagen ein.*
- *Die Thälmann-Pioniere helfen den Soldaten der NVA bei der Ausgestaltung von Feiern in Form von Rezitationen, Liedern und Spielen.*

Als nun das Fahrzeug mit den Genossen der NVA in die Dorfstraße von Linderbach einbog, wurde es bereits von „vorgeschobenen Beobachtungsposten" gesichtet, und in Windeseile gelangte die Nachricht der Ankunft zum Kinderhort.

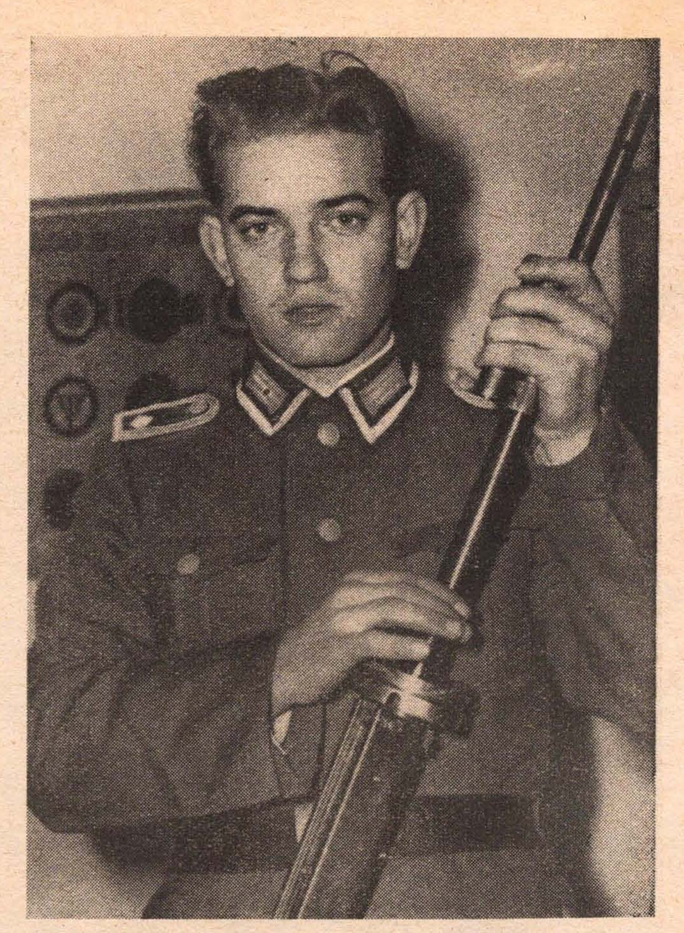
Höhepunkt der kleinen Feierstunde war die Unterzeichnung des Vertrages.

Danach sangen und tanzten die Jungen Pioniere vor unseren Soldaten, die dann ihrerseits Lieder sangen, Mundharmonika spielten und andere Darbietungen zeigten. Es waren ein paar sehr schöne, unterhaltsame Stunden für beide Seiten.

Oberleutnant Schmidt, Erfurt



Vignetten: Arndt



Feldwebel Piesker findet

Das richtige Wort zur rechten Zeit

Das Tor der Panzerhalle ist weit geöffnet. In der Einfahrt steht ein Zug Soldaten um einen Tisch, auf dem die Teile eines Maschinengewehres liegen. Feldwebel Piesker leitet den Waffenunterricht.

„Ich habe die Aufgabe, das Gehäuse zu erklären", tritt Soldat Erbe an den Tisch. Jeder, der vortritt, wiederholt seine Aufgabe. Die Genossen wissen, daß Feldwebel Piesker in Fragen der Disziplin und Ordnung nicht mit sich spaßen läßt.

Gewissenhaftigkeit ist eine seiner stärksten Eigenschaften. Anderthalb Jahre rang der Panzerkommandant mit sich, bevor er um seine Aufnahme als Kandidat der SED bat. Der Name Parteimitglied verpflichtet, las er im Statut. Nur die Besten sollen ihn tragen. So richtete er sein ganzes Tun und Trachten darauf, sich mit den Pflichten eines Parteimitgliedes bekannt zu machen und sie zu befolgen. Besonders die zusätzlichen gesellschaftlichen Aufgaben behagten ihm anfangs nicht. Doch was er vorher als zusätzliche Belastung empfand, wurde für ihn immer mehr zu einer bewußten, freiwilligen Sache, hinter der er heute mit seiner ganzen Person steht. Feldwebel Piesker ist schon über drei Jahre Kommandant. Er hat sich in dieser Zeit so qualifiziert, daß er auch als Zugführer arbeiten kann. Es wäre jedoch falsch, anzunehmen, daß er nur Vorgesetzter ist, der hohe Forderungen stellt; gleichzeitig ist er auch Kamerad. Es gibt nichts, wo er nicht beispielhaft vorangeht, sich um die persönlichen Belange seiner Genossen kümmert oder ihnen hilft, Schwierigkeiten zu meistern. Das richtige Wort zur rechten Zeit findet er in allen Situationen. Darum vertrauen ihm die Genossen und wählten ihn in die FDJ-Leitung der Kompanie.

Gut ausgerüstet begann die Besatzung Piesker das neue Ausbildungsjahr. Sie nimmt selbstverständlich am Sturm auf die Höhe 28,2 teil. Die Genossen stellten sich das Ziel, ihre Funktionen meisterhaft zu beherrschen, beim Schießen mit Schützenwaffen mindestens „gut" zu erreichen und mit ihrem Panzer stets einsatzbereit zu sein. **R. D.**



Soldat Scholz. Auf ihn kann man sich verlassen. „Der Versager beim Nachrichtenwettkampf war mir eine große Lehre. Das wird mir nie wieder passieren", meint der bärenstarke Junge aus dem Harzstädtchen Wernigerode, der in diesem Jahr Kraftfahrer werden will

Ein 30 K am Rande des Hochwaldes. Rund um den Wagen fünf Soldaten. Es ist der Bautrupp Cujass, bester Bautrupp des Truppenteils Gehmert im Verlegen von Fernsprechleitungen. Jetzt wollen sie beweisen, daß sie auch im Wettbewerb des Verbandes ein Wort mitzusprechen haben.

Unruhige und sorgenvolle Gedanken wirbeln durch den Kopf des Truppführers, Unteroffizier Cujass. Er ist ein kleiner, energischer, blonder Bursche. Seit 1957 hat sich der Chemiefacharbeiter zu einem guten Nachrichtenmann entwickelt.

Noch einmal blickt er in die Runde. Soldat Scholz, der Neuling der Gruppe, seufzt tief, als der Blick seines Truppführers ihn streift. „Ruhig Blut, Dicker", muntert er ihn auf, „es wird schon klappen!"

„Wenn es bloß bald losginge – das Warten macht einen wild", wirft der sonst so ruhige Soldat Lehmann ein. Mit einer Handbewegung bricht der Unteroffizier Cujass das Gespräch ab. „Überprüft noch einmal alle Geräte, jeder an seinem Platz", befiehlt er.

Bald treffen die Soldaten wieder ein und melden: „Alles in Ordnung!"

Unteroffizier Cujass gebietet Ruhe. „Genossen! Bange machen gilt bei uns nicht. Auch die anderen kochen nur mit Wasser. Jetzt hängt alles von uns ab."

In diesem Augenblick schallt der Ruf: „Truppführer zum Hauptschiedsrichter!" durch den Wald. „Na, denn man tau", meint Scholz und versetzt dem Fahrer, Genossen Liebegott, einen leichten Boxhieb. Schon nach wenigen Minuten kommt Unteroffizier Cujass zurückgerannt. „10 km Feldkabel sind zu verlegen. Die Strecke ist sehr unterschiedlich. Ein Wasserhindernis ist zu überwinden ..." Schnell erklärt er die Strecke. Dann das Kommando: „Aufsitzen!"

Die Wettkampfpartner, die etwas zurück auf der anderen Straße stehen, sind noch bei der Einweisung. „Ab die Post", ruft der Truppführer dem Fahrer zu, während er die Tür zuwirft.

Es ist eine sehr holprige Strecke. Die drei auf der Ladefläche werden heftig durchgeschüttelt. „So ein Atomfahrer", mault Scholz. „Schnell muß es aber gehen, sonst können wir nichts gewinnen", entgegnet der neben dem stämmigen Ankerwickler aus Wernigerode schmächtig wirkende Lehmann.

Plötzlich bremst der Wagen. Sie haben den Bauabschnitt erreicht. Scholz springt schnell ab, zieht einen Feldfernsprecher heraus und beeilt sich, die Anfangsstelle zu besetzen.

Die ersten 1000 m können vom Wagen verlegt werden. Meter um Meter Kabel fällt herab. 500 m sind erreicht. Schnell wird zur Anfangsstelle durchgerufen. Scholz meldet sich. Alles in Ordnung.

Noch ist alles einfach, denkt Lehmann, beinahe ein Kinderspiel. Doch schon kommt es dicker. „Gasalarm!" – Schnell die Schutzmaske angelegt. Der Unteroffizier winkt – runter vom Wagen. „3 km zu Fuß – Gelände nicht befahrbar", brummt er unter der Maske hervor. Genosse Lehmann wirft die Rückentrage über, und los geht die Jagd. Der Schweiß dringt ihm beim Laufen aus den Poren, das Atmen fällt ihm schwer.

„Unteroffizier Cujass muß ja eine Pferdelunge haben", denkt Weber anerkennend, „der spurtet wie bei den Waldlaufmeisterschaften, als er zweiter wurde."

Er beißt die Zähne zusammen und beschleunigt seine Schritte. Bald ist es geschafft. Jetzt wird wieder vom Wagen aus verlegt.

Ein neues Hindernis – ein Kanal. Schon schwimmt das Schlauchboot. Mit weiten, ausholenden Bewegungen stoßen Weber und Lehmann die Paddel ins Wasser und reißen das Boot vorwärts, als gelte es eine Regatta zu gewinnen.

Schnell ein Durchruf: Die Anfangsstelle meldet sich. Weiter! Nach der nächsten Länge sind es noch 2,5 km. Ein Blick zur Uhr. Noch ist alles drin, denkt der Truppführer, die Zeit 1:40 Stunden kann sich noch sehen lassen. Soldat Lehmann hat inzwischen die Kabellängen ausgelegt und den Apparat angeschlossen. Er kurbelt, kein Ruf kommt an. Noch einmal – nichts! Er pustet in die Membrane der Sprechmuschel – der Apparat ist in Ordnung. „Truppführer! – Der Ruf ... der Ruf kommt nicht an."

„Was?" Blitzschnell ist der Vorgesetzte heran. Auch sein Bemühen bleibt erfolglos. Schnell entschließt er sich: „Zurück! Nach jeder Länge durchrufen!" Gesagt – getan! Von keinem Kabelende kommt der Ruf an. Nur noch 500 m bis zur Anfangsstelle. Sollte ..., Unteroffizier Cujass wagt nicht, den Gedanken, daß Genosse Scholz versagt

Oberleutnant Jännert
Ständiger Mitarbeiter



hat, zu Ende zu denken. Schon sehen sie ihn. Er gräbt an seinem Schützenloch.

„Kam kein Ruf an?" rufen sie ihm schon von weitem zu.

„Nein, seit einiger Zeit nicht mehr", antwortet er seelenruhig.

Ein Blick auf den Feldfernsprecher läßt sie auffahren.

Ein Kabel hat sich gelöst. Scholz hat gedöst. „Du Hugo", stößt Lehmann empört hervor.

„Wegen dir mußten wir extra zurück", kann nun auch Liebegott nicht mehr an sich halten.

„Ruhe", befiehlt der Truppführer, „anklemmen und nicht mehr schlafen!" Zu den anderen gewandt: „Noch ist nichts verloren – zurück!"

Nur noch wenige Meter trennen sie vom km 7,5. Der Wagen bockt. Nur das nicht, denkt Unteroffizier Cujass, doch schon steht der 30 K endgültig. Schaden an der Kardanwelle, stellt Liebegott fest.

Aus, denkt der Unteroffizier. Aber dann faßt er seinen Entschluß. „Los, wir müssen es schaffen, zu Fuß."

Jeder packt sich einige Längen auf.

Sie rennen, hasten, das Herz schlägt bis zum Halse. Einer muntert den anderen auf. Schwerer und schwerer wird es. Die letzten Meter werden zu Kilometern. Nur noch ... wenn es doch bloß bald zu Ende wäre ... die letzten, die allerletzten Schritte, km 10 ist erreicht.

Die Zeit? Vier volle Stunden brauchten sie. Hoffnungslos geschlagen? Nein. Davon wollen sie nichts wissen. „Wir müssen die Norm im Abbau unterbieten", sagt Genosse Cujass, „nur dann können wir unseren Platz verbessern."

Inzwischen ist auch der 30 K wieder eingetroffen.

Schon wenig später kommt das Signal zum Abbau. Diesmal halten sie sich ran. Die Zwischenzeiten sind gut, dennoch schlagen sie ein immer größeres Tempo an.

Als sie die Anfangsstelle erreichen und „fertig" melden, zeigen die Uhren 1:18 Stunden. Noch ahnen sie nicht, daß es ihnen durch diese Leistung gelungen ist, von einem hoffnungslos abgeschlagenen auf den zweiten Platz vorzurücken.

Einige Tage später. Der Trupp sitzt im Kompanieklub zusammen.

„Der zweite Platz ist doch ein schöner Erfolg", meint der Politstellvertreter, Oberleutnant Dietrich, anerkennend.

„Na ja, das schon. Wir freun uns ja auch. Aber ..."

„... wenn Hugo nicht getrieft hätte, wären wir erster geworden", fällt Genosse Lehmann Unteroffizier Cujass ins Wort.

Scholz, der in der Ecke sitzt, zuckt zusammen und errötet.

„So ist es nun auch nicht", weist Unteroffizier Cujass den Soldaten zurecht. „Natürlich mußten wir zurück, weil die Anfangsstelle nicht besetzt war. Das war selbstverständlich eine Schlamperei. Trotzdem, überlegt, uns blieb noch Zeit. Dann kam die Panne mit dem Wagen. Das war doch die Hauptursache. Man soll doch nun nicht die ganze Schuld auf Scholz abwälzen. Natürlich hätte er die Leitung ständig überprüfen müssen."



Noch vereint sind hier die Genossen des Bautrupps. Nur einer fehlt: Unteroffizier Cujass. Er hat inzwischen seine Armeedienstzeit beendet. An seine Stelle ist Genosse Lehmann (zweiter von links) getreten

Fotos: Lechowski

Scholz rutscht unruhig auf seinem Stuhl hin und her. Er weiß, daß er jetzt etwas sagen muß. „Selbstverständlich, Genossen, trage ich einen Teil der Schuld. Hätte ich aufgepaßt, dann wärt ihr einige Kilometer weiter gekommen. Ich habe es etwas zu leicht genommen. Nie werde ich den Apparat wieder verlassen, ohne vorher zu überprüfen, ob alles in Ordnung ist. Das soll mir eine Lehre sein."

Alle wissen, das ist ernst gemeint, und auf ihn wird man sich künftig verlassen können.

Der Kompaniechef, Oberleutnant Raddatz, hat lange überlegt, wie er dem Trupp helfen kann. Er sagt: „Genossen, ich schlage einen Wettbewerb unter den gleichen Bedingungen hier bei uns vor. Hier könnt ihr am besten beweisen, daß der kleine Ausrutscher beim Wettbewerb des Verbandes eine Eintagsfliege war. Ich denke, das sollten wir schon morgen vormittag machen."

Am nächsten Morgen geht's los. Genosse Weber kann sich nicht verkneifen, dem auch diesmal an der Anfangsstelle zurückgelassenen Soldaten Scholz zuzurufen: „Nicht pennen, Dicker!" Dieser droht mit seiner mächtigen Pranke hinterher. Er schläft nicht. Davon können sie sich beim Durchrufen überzeugen. Auch der Wagen läuft, daß Liebegott seine Freude hat.

Als sie mit dem Verlegen der Leitung fertig sind, wissen sie: Einen solchen Rekord hat noch keiner bei uns aufgestellt. – 1 Stunde 40 Minuten hatten sie diesmal beim Aufbau benötigt, und das kann sich sehen lassen. Noch ist aber nicht alles erreicht, noch steht der Abbau bevor. Auch hier läuft die Karre, wie Lehmann sagt. Unteroffizier Cujass schaut fortwährend auf die Uhr. Es sind nur noch wenige Meter. Noch zweihundertfünfzig Meter müssen aufgetrommelt werden. Noch zweihundert. – Noch einhundert ... Geschafft! Geschafft!!! 1 Stunde, 08 Minuten. Fünf überglückliche junge Soldaten liegen sich in den Armen.

*

Erste Ausbildungsstunde im neuen Jahr. Um einen kleinen Tisch gruppiert drei Soldaten. Ihre Augen folgen aufmerksam der Tätigkeit ihres Truppführers. Genosse Lehmann trägt seit einigen Wochen die Unteroffizierslitzen. Nachdem er die Teile des Feldfernsprechers erklärt hat, führt er den Soldaten vor, wie man das Kabel anklemmt. „Das ist scheinbar eine Kleinigkeit", sagt er. „Doch mit ihr kann die Fernsprechverbindung stehen oder fallen." Die Soldaten verstehen sehr wohl, was ihr Truppführer damit meint. Längst wissen auch die „Neuen" in der Kompanie um die Erfolge und das Mißgeschick des Bautrupps Cujass, dem auch Unteroffizier Lehmann angehörte.

Der Bautrupp Cujass besteht nicht mehr. Unteroffizier Cujass hat seine Armeedienstzeit beendet. Von ihm wissen die Genossen, daß er in Kürze ein Fernstudium aufnehmen wird. Er will Ingenieur für Fernmeldetechnik werden.

Die Genossen Scholz, Liebegott und Weber haben in ihrer Kompanie andere Funktionen übernommen. Doch an welchen Platz sie auch gestellt sind, sie werden den Kampfgeist, der sie auszeichnete, auf ihr neues Kollektiv übertragen. Die Nadel ihres persönlichen Kompasses weist auf die Höhe 28,2. Je erfolgreicher sie diesen Abschnitt meistern, um so höher werden die Ergebnisse im gesamten Ausbildungsjahr sein.

und eine lange Leitung

AZKW greift zu

Eine durchaus nicht ungewöhnliche Geschichte
Nach Tatsachen aufgezeichnet von Gerhard Berchert

(Die Personennamen sind durchweg erfunden)

Ein Frau, etwa Ende der Dreißig, betritt ein Tabakwarengeschäft im Westberliner Teil der Ackerstraße. Der Laden ist leer.

Die Geschäftsinhaberin legt ihren Groschenroman aus der Hand. „Was darf's denn sein?" will sie fragen. Doch da erkennt sie die vermeintliche Kundin.

„Ach, Frau Kunze! Schönen guten Tag! Fein, daß Sie kommen. Haben Sie wieder was Gutes mitgebracht?"

Frau Kunze nickt. Dann verschwinden beide im „Büro". Dort packt die Besucherin ihre Tasche aus: Schnitzel, Rippchen, Butter. „Janz frisch, wie immer", sagt sie.

Um den Preis wird nicht gefeilscht, denn Eva Kunze hat feste Preise — vier Mark West das Kilo Fleisch, fünf Mark West das Kilo Butter. Das macht sich unter Ausnutzung des Schwindelkurses für sie bezahlt, schließlich hat sie ja einen wöchentlichen „Umsatz" an Lebensmitteln im Werte von 120,— DM. Der Gesamtbetrag geht bereits in die Tausende. Übrigens sind die „Kunden" auch zufrieden.

„Ja, ja, Frau Kunze", sagt die Zigarrenfrau, „auf Sie ist wenigstens Verlaß."

‚Kunststück', denkt die Schieberin und geht.

Sie läuft die Ackerstraße entlang, bis zur Bernauer Straße, überquert den Fahrdamm und steht nun vor dem Haus Bernauer Straße 1, in dem sie wohnt. Noch ist sie im Westsektor. Jetzt tritt sie in den Hausflur — und befindet sich im demokratischen Berlin.

*

Dienstbesprechung beim Leiter der Abteilung „U" des Amtes für Zoll und Kontrolle des Warenverkehrs.

„Es ist erfreulich", sagt der stellvertretende Abteilungsleiter, Zolloberkommissar Richard, zu den anwesenden Arbeitsgruppenleitern, „daß uns die werktätige Bevölkerung aus beiden Teilen der Stadt in zunehmendem Maße unterstützt. Wir haben wieder einige wichtige Hinweise erhalten. Sie finden sie bei den Arbeitsunterlagen, die ich Ihnen eben gab."

Eine Stunde später unterhält sich der Genosse Zollunterkommissar Georg mit einigen Genossen seiner Arbeitsgruppe.

„Hier ist wieder neue Arbeit. An sich nichts Besonderes dabei — Routinearbeit. Übrigens schreibt uns da ein Westberliner Bürger. Es geht um eine gewisse Eva Kunze, die zusammen mit ihrem Mann Schiebergeschäfte tätigen soll. Genosse Stein, gehen Sie doch der Sache mal nach!"

„Jawoll", sagt Zollsekretär Stein und nimmt den Brief an sich.

„Ich werde mich zunächst mit den Genossen von der Kripo in Verbindung setzen."

Als er den zuständigen Genossen aufsucht, nimmt dieser eine leidende Miene an.

„Du bringst mir doch sicher wieder zusätzliche Arbeit, das sehe ich dir doch am Gesicht an. Na, laß mal hören."

Horst Stein erläutert in knappen Worten den Grund seines Besuches.

„Kunze ..., Kunze ..., aus der Bernauer Straße? Warte mal einen Augenblick."

Der Kriminalpolizist geht ins Nebenzimmer und kehrt bald darauf mit einem Schnellhefter wieder.

„Wir haben auf Grund von Hinweisen und Beobachtungen auch schon mit Ermittlungen gegen die Kunzes begonnen. Vermutlich schieben sie mit Lebensmitteln. Bis jetzt war ihnen das allerdings noch nicht nachzuweisen. Sie müssen nämlich, um in ihre Wohnung zu kommen, den Westsektor passieren, wobei sie an den Übergangsstellen die Lebensmittel, die sie bei sich tragen, als persönlichen Bedarf deklarieren. Wahrscheinlich sind sie schlau genug, niemals größere Mengen auf einmal zu transportieren.

Da sie außerdem drei verschiedene Übergänge benutzen können, fällt es den kontrollierenden Genossen normalerweise nicht auf, wenn die beiden eventuell mehrmals am Tage mit gefüllten Taschen nach Hause gehen."

„Schönen Dank", sagt Horst Stein. „Ich werde mir das Haus einmal ansehen."

Die Besichtigung ergibt, daß die Einfahrt des Hauses Bernauer Straße 1 vom demokratischen Berlin aus nicht einzusehen ist.



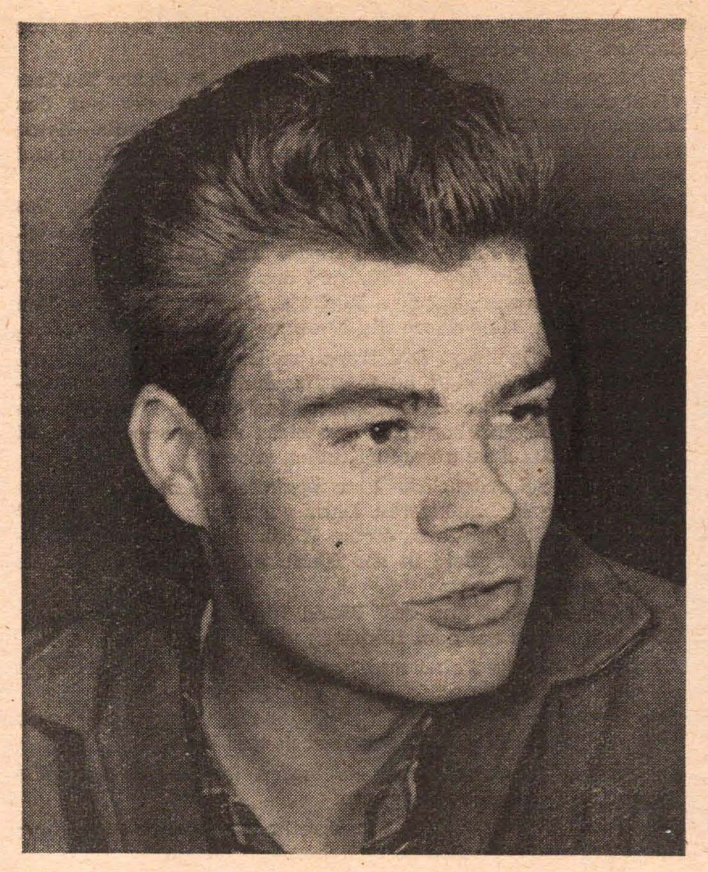
Die Beobachtungsmöglichkeiten beschränken sich auf einen Teil des Bürgersteigs, die Fahrbahn sowie auf die gegenüberliegende Straßenseite. ‚Drei Beobachtungsstellen müßte man einrichten', überlegt Zollsekretär Stein. ‚Jede mit zwei Genossen besetzt, das erfordert sechs Mann.'
Er fertigt sich eine Skizze an, auf der er sorgsam die örtlichen Verhältnisse festhält. Dann macht er sich wieder auf den Weg in seine Dienststelle.
„Sechs Mann?" fragt Unterkommissar Georg skeptisch.
„Schön wär's ja— is aber nicht! Sie werden mit dem Genossen Gust allein beobachten müssen. Die anderen Genossen stecken ja ebenso wie Sie bis über beide Ohren in der Arbeit."
„Dachte ich mir's doch!" meint Horst im Hinausgehen. „Also nehmen wir die Variante zwo!"
„Weißt du", sagt er dann auf seinem Zimmer zu Zollsekretär Gust, „wir werden uns morgen vormittag in der Nähe des Übergangs Ackerstraße aufhalten. Vorher spreche ich noch mit dem Zugführer der Bereitschaftspolizei, dem die Genossen unterstehen, die an diesem Übergang und an den benachbarten Übergängen kontrollieren. In der Ackerstraße sollen sie morgen die Kontrolle absichtlich etwas nachlässig handhaben, dafür aber in der Strelitzer Straße und in der Brunnenstraße ganz genau aufpassen, ob die Kunzes vorbeikommen. Die Personenbeschreibung nehme ich dem Zugführer gleich mit. Hier hast du auch eine."

*

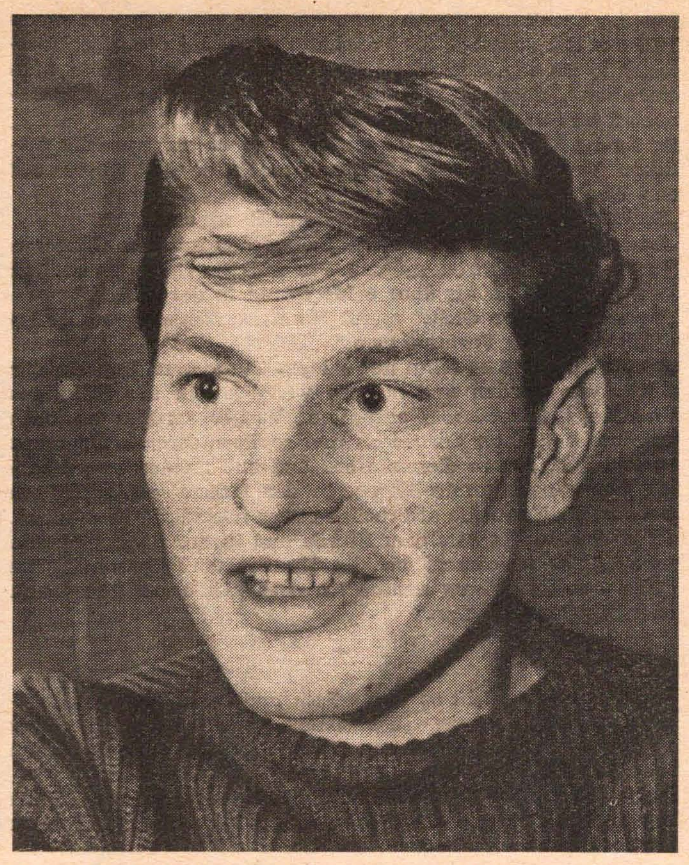
Es ist durchaus nicht so romantisch und kaum jemals so aufregend, jemanden zu „beschatten", wie es die Verfasser schlechter Kriminalromane ihren Lesern weiszumachen suchen.
Wenn einem nach stundenlangem Warten allmählich die Füße kalt werden und gleichzeitig der Regen sachte in den Kragen nieselt, dann vergeht einem der Sinn für Detektivromantik.
Aufmerksam beobachten die beiden Genossen den Straßenverkehr; sie schauen sich jeden, der den Übergang in der Ackerstraße passiert, genau an.
Um 12 Uhr sagt Zollsekretär Stein zum Genossen Gust: „Komm, es hat hier keinen Zweck mehr, gehen wir mal rüber zur Strelitzer Straße!"
Dort erfahren sie, daß Eva Kunze kurz vorher den Übergang zum demokratischen Berlin passierte, jedoch bald darauf wieder zurückkam.
„Sie hatte nur ein paar Kleinigkeiten bei sich, Genosse Zollsekretär", sagt der Volkspolizeioberwachtmeister, der die Frau kontrolliert hatte.
„Wahrscheinlich war ihr heute die Kontrolle zu scharf", sagt Horst Stein nachdenklich. „Eigentlich hatte ich darauf gebaut und gehofft, daß sie ihren Rückweg über die Ackerstraße nehmen würde, wo die Kontrolle betont nachlässig war. Da hätten wir sie ja dann weiter beobachten können. Offensichtlich bevorzugt sie den Übergang Strelitzer Straße. Der Heinz Kunze ist nicht vorbeigekommen?"
„Nein."
Als Stein und Gust sich am Übergang Brunnenstraße erkundigen, erfahren sie, daß die beiden Kunzes ihn nicht passiert haben.
„Na, versuchen wir's morgen noch einmal."
„Wird schon mal klappen."
Aber auch am nächsten Tage klappt es nicht. Da lassen sich die Kunzes überhaupt nicht sehen.
Ob sie vielleicht gar keine Schieber sind?
Oder hat sie die scharfe Kontrolle beunruhigt?
Die zwei Genossen vom AZKW wissen, daß ihre Tätigkeit viel Geduld erfordert, und sie haben sich diese Geduld anerzogen. Wenn nur nicht die übrige Arbeit so sehr auf den Nägeln brennen würde. Es gibt ja noch mehr zu tun, als nur die Kunzes zu beobachten. Doch Hinweise aus der Bevölkerung dürfen nicht in den Wind geschlagen werden. Sie erwiesen sich bisher in den meisten Fällen als richtig.
Und so sind denn die beiden Genossen auch am darauffolgenden Tag unverdrossen auf ihrem Posten. Diesmal in der Strelitzer Straße. Sie haben sich an diesem Übergang wiederum eine „nachsichtige" Kontrolle ausgebeten, während an den zwei anderen Übergängen, die in Frage kommen, genau Obacht gegeben wird. Diesmal brauchen sie nicht lange zu warten, denn gleich nachdem die Geschäfte öffneten, erscheint das Ehepaar Kunze am Übergang Strelitzer Straße. Unauffällig folgen ihnen Stein und Gust. Der eine folgt der Frau, der andere dem Mann, die zwei verschiedene Fleischereien betreten und dort einkaufen.
Nachdem sie die gekauften Fleischwaren in ihren Taschen verstaut haben, machen sich die Kunzes wieder auf den Heimweg — Eva Kunze über die Strelitzer Straße, Heinz Kunze über die Ackerstraße. Sie passieren die Übergänge und verschwinden in ihrem Wohnhaus.
Minuten später sind sie jedoch wieder auf der Straße. Das Spiel wiederholt sich noch einmal; und dann noch einmal. Nur, daß die beiden jetzt auf ihrem Weg ins demokratische Berlin einmal die Ackerstraße und das andere Mal die Brunnenstraße benutzen, auf dem Rückweg jedoch mit ihren vollen Taschen beide Male durch die Strelitzer Straße gehen.
„Das ist günstig", sagt Eva Kunze zu Hause zu ihrem Mann. „Die von der VP sind heute wahrscheinlich nicht in Stimmung. Sie haben kaum einen Blick auf unsere Ausweise geworfen, an Taschenkontrolle gar nicht zu denken. Nun will ich aber erst mal zu unseren Kunden gehen."
Sie macht zwei ordentliche Fleischpakete zurecht und legt sie in ihre große Einkaufstasche. Dann verläßt sie das Haus, geht schräg über die Straße zu einem Kiosk und drückt der Besitzerin eines der Pakete in die Hand. Sie ahnt nicht, daß sie dabei beobachtet wird.
„Ein Kilo Kotelett und drei Pfund Rippchen", sagt sie. „Das Geld nehme ich auf dem Rückweg mit."
Als sie das zweite Paket auch los ist und abkassiert hat, geht sie wieder nach Hause.
„Weißt du, Eva", sagt ihr Mann, „da die Gelegenheit heute so günstig ist, wollen wir gleich noch was holen."
Eva ist einverstanden, und sie laufen los — direkt in die Hände unserer beiden Genossen.
„Kommen Sie mit!" sagt Zollsekretär Stein zu dem in Entrüstung machenden Schieberpärchen.
„Ich protestiere!" schreit die Kunze. „Niemand kann uns was beweisen." Doch dann geht sie mit, und es dämmert ihr allmählich, daß sie sich in dieser Annahme getäuscht hat.

Zeichnungen: Hans Jurk





Walter Pieper, Lackierer



Dieter Straßer, Karosseriebauer

TOR der Hoffnung

Von Heinz Huth

Das geschah an einem Dezembertag kurz vor Weihnachten.

Zwei junge Männer, 19jährig, verlassen gegen 21 Uhr in Helmstedt den D-Zug. Sie marschieren ein Stück auf der Autobahn, immer ostwärts. Dann schlagen sie sich rechts in den Wald. Unter ihren schweren Schritten — sie tragen Koffer und ein Tonbandgerät — wird der erste Schnee fest an den Waldboden gepreßt. Plötzlich durchbricht ein Knall die Stille.

„Sie schießen auf uns! Schneller! Vorwärts!"

Wer schießt? Die zwei wissen es nicht. Sie fragen auch nicht danach. Nur ein Gedanke beherrscht sie: Heraus aus dem Gefahrenbereich. In ihrem Schreck haben sie nicht mal bemerkt, daß keine Kugel durch die Luft gezischt ist.

„Halt!" ertönt es da aus dem Busch. Ein Grenzpolizist, durch das akustische Warngerät alarmiert, nimmt die zwei in Empfang. Man führt sie zur Kompanieunterkunft. Wenig später sinken sie — eine warme Suppe im Magen — auf eine Holzpritsche.

„Aus der Traum vom warmen Federbett in Haldensleben... Dem Barras drüben sind wir entwischt. Aber einem anderen Militär in die Hände geraten... Vom Regen in die Traufe gekommen???... Eigentlich patente Kerle, diese Soldaten vom Ostgrenzschutz." So denkt der eine, dann übermannt auch ihn ein tiefer Schlaf...

Am Morgen geht es wieder durch den Wald. Ihr Gepäck haben die zwei auf Fahrräder geladen. Es taut. Bewacht von zwei Grenzern, schieben sie die Räder durch den Matsch. Es ist also manches anders als in der zurückliegenden Nacht. Aber die Grenzer sind auch bei Tageslicht recht patente Kerle geblieben; trotz des imponierenden leichten Maschinengewehrs (das natürlich nur eine MPi ist) vor der Brust.

Bald dringt das Wasser nicht mehr in die Halbschuhe — zuviel ist schon drin. Und das noch 10 Kilometer. Da helfen nur ein paar Flüche und ein Gespräch. Und so kommt es zu einer Diskussion, bei der die beiden zum ersten Mal hören, daß sich die bewaffneten Kräfte der DDR von der Bundeswehr in weit mehr als in der Freiwilligkeit unterscheiden...

Zehn Tage später sitze ich den beiden Freunden aus Lörrach — das liegt am äußersten Südwestzipfel der Bundesrepublik, direkt an der Schweizer Grenze — im Aufnahmeheim Barby gegenüber.

„Wir hatten uns die Ankunft in der Zone eigentlich anders vorgestellt. Wir wollten ungeschoren über die Grenze und dann per Anhalter bis Haldensleben zu Walters Tante", erzählt Dieter Straßer. „Von Barby — keinen blassen Schimmer. Ich wußte nicht einmal, daß die Grenzpolizei Grenzpolizei heißt."

Jungenhaft lächelnd hebt er die Hand, als will er sagen: Dumm wie ein Neugeborenes, was? Aber keine Sorge. Ebenso wie der Schnupfen, den ich mir beim Marsch holte, gehört auch diese Naivität der Vergangenheit an.

Er verschränkt wieder die Arme und lacht selbstbewußt.

Zu Hause war er das einzige und verwöhnte Kind. Als Karosseriebauer hat er auch nicht schlecht verdient. Stolz präsentiert er einige Fotos. Wir sehen

ihn am Mittelmeer, in Paris, mit hübschen Mädchen. Er hat also auch Schlag bei den Frauen.

So war Dieter Straßer, alles in allem, mit sich und der (westdeutschen) Welt zufrieden — bis zu dem Tag, als die Post die Aufforderung zur Wehrerfassung brachte. „Kriegsfilme habe ich ganz gern gesehen. Aber selbst zur Bundeswehr? Nie und nimmer!"

„Was sagten Ihre Eltern dazu?" frage ich.

„Die haben auch nichts mit Militär im Sinn. Aber sie meinten: Geh hin und diene deine 18 Monate herunter. Du wirst es schon überstehen. Vater mußte damals auch."

„Dann wußten Ihre Eltern wohl nicht, daß Sie in die DDR gehen?"

„Keine Spur."

„Was wird der Vater jetzt sagen?" „Wer weiß."

„Und die Mutter?" „Tränen!"

Aber wie zur Entschuldigung fährt er fort: „Ich werde meine Eltern in zwei bis drei Jahren besuchen. Sie können ja jetzt den Leuten sagen: Der Junge ist bei der Bundeswehr. Ich kann dann auch heimlich rüber, unser Haus liegt am Stadtrand." Naivität vergeht eben doch nicht so schnell wie ein Schnupfen.

„Wer von Ihnen beiden hat eigentlich den Anstoß zur Flucht gegeben?" frage ich.

Jetzt ist Walter Pieper an der Reihe. Er ist ruhiger als sein Freund. Er spricht langsam, so als ob er sich jeden Satz vorher noch einmal überlegen muß. Obwohl er sich ums Hochdeutsche bemüht, bricht der Schwabe immer wieder durch.

„Die Kumpels, die von der Bundeswehr zurückkame, habe uns gewarnt: ‚Geht nicht hin, die schleife euch, was das Zeug hält.' Ich war 1954 einmal bei meiner Tante in Haldensleben. Dort hat es mir gut gefalle. Da hab ich jetzt gesagt: Ostern solle mir einberufe werden. Gehe mir gar nicht erst zur Musterung, sondern mache mir rüber in die DDR."

Dann zählen die beiden ihre Argumente gegen die Bundeswehr auf. Es sind fast die gleichen, die wir auch bei anderen Jugendlichen in Barby hörten: In der Bundeswehr herrscht wieder der preußische Barras; wir wollen uns nicht von den alten Offizieren drillen und, wie es schon so vielen passiert ist, bei Manövern und Übungen in den Tod jagen lassen; wir wollen auch nicht für nichts und wieder nichts auf unseren Verdienst verzichten.

Aber Walter Pieper wirft dem Bonner Staat nicht nur die Bundeswehr vor, wie sein Freund.

„Mein Vater konnte als gelernter Fleischer drübe nichts verdiene. Überall hat man Maschine eingeführt. Mir habe Glück gehabt, daß ihm ein Freund eine Stellung in einer Schokoladefabrik verschaffe konnte."

Walter selbst besaß drüben ein eigenes Auto. Sein Chef hatte es ihm „angedreht". Der Tacho stand auf 35 000 km. Dabei hatte die Mühle mindestens ihre 80 000 runter. Nach 2000 waren die Stoßdämpfer kaputt, nach weiteren 2000 der Motor. Und der Chef hatte nicht nur einen neuen Motor bei der Hand sondern auch Walter in der Hand: Der schuftete fortan vor allem für die Raten und war zweitens an den Betrieb gekettet.

„Drübe bei uns", kommentiert Walter, „ist es so: Wer viel hat, kann sich hocharbeite. Die übrige aber werde gedrückt. Das ist hier in der DDR anders." Er hatte bereits einiges vom Einmaleins der politischen Ökonomie begriffen...

Am gleichen Vormittag klettern auf dem Hof des ehemaligen Herzogschlosses Barby elf Mann in einen Autobus. Sie blicken gespielt gleichgültig oder nachdenklich, einige auch frech: Ihr könnt uns mal... Der Autobus fährt die elf zurück zur Grenze. Zurückschleusung, heißt das offiziell.

Darunter ist ein 16jähriger, der von zu Hause türmte, weil er Krach mit der Mutti hatte.

Darunter sind viele Zugvögel. Sie kommen in unsere Republik, wenn es ihnen kalt ist, und fliegen wieder gen Westen, wenn ihnen der Boden zu heiß wird. Darunter ist auch der Walter Seidel, Jahrgang 27. Als er 1955 in die DDR kam, erhielt er eine gute Arbeit und einen Kredit von 2000 DM. Als er 1957 wieder nach Düsseldorf machte, hatte er vergessen, 883,37 DM davon zurückzuzahlen. Wiederholt stand er vor dem Kadi — wegen Betrug und Körperverletzung. Zur Zeit läuft in Westdeutschland gegen ihn ein Verfahren wegen fahrlässiger Tötung. Er hat mit dem Wagen einen Fahrradfahrer überfahren. Er spricht davon, als habe er versehentlich einen Maikäfer zertreten. Er erregt sich erst, als er hört, daß er zurück soll. „Dann hänge ich mich auf!" Da platzt einem vom Personal die Geduld: „Warten Sie damit noch, bis Sie wieder drüben sind, dann haben wenigstens wir keine Scherereien mehr mit Ihnen."

Zu gleicher Zeit sitzen rund 60 Heimbewohner im Kulturraum. Von der Decke baumeln Girlanden, an den Wänden hängen Bilder und Losungen. „Tor der Hoffnung! Willkommen in der glücklichen neuen Heimat", lese ich.

„Heute ist für Sie der glücklichste Tag im Leben des Heimbewohners", beginnt der Vertreter des Kulturleiters, „der Tag der Entlassung."

Viele rauchen. Ein Kind greint, weil es auf dem Schoß gehalten wird; aber es stört keinen.

„Sie verlassen Barby als Bürger der DDR. Denken Sie immer daran: Bei uns können Sie sich alles erarbeiten, aber nichts erkaufen."

Er spricht monoton. 17 000 gingen allein 1960 durch das Heim, wie oft hat er da schon dasselbe gesagt.

Freude steht den frischgebackenen DDR-Bürgern im Gesicht — Freude und die Erwartung: Wohin kommen wir? Die Wünsche der meisten können erfüllt werden.

Ein Ehepaar, das weder Verwandte noch Bekannte in der DDR hat, soll nach Geithain.

„Geithain? Wo liegt das?" Wir machen eine Skizze. „Ein kleines Dorf?" „Eine mittlere Industriestadt! Recht hübsch sogar!" Zufrieden danken die jungen Eheleute.

Zwei Stunden später geht es aus dem „Tor der Hoffnung" hinaus in die Städte und Dörfer unserer Republik. Darunter mindestens ein Zug, den Strauß ein für allemal verloren hat. Vor allen liegt eine Zeit der Bewährung. Die meisten werden sie bestehen



Die letzten Minuten im Heim. Ein LKW bringt das Gepäck zum Bahnhof. Dann geht es zu Fuß die wenigen hundert Meter zum Bahnhof — schon als Bürger der DDR. Fotos: Gebauer

Der Weg des Generals Adolf

Da kam ein Wanderer des Wegs...

Nach längerer Verletzung spielte das westdeutsche Fußball-Aß Uwe Seeler wieder in seiner Mannschaft. Als er sein drittes Tor geschossen hatte, sagte ein HSV-Anhänger: „Gut, daß wir den Seeler wiederhaben. Das ist eine Kanone. Bei ihm gibt's nur eins: schießen. Und dann bumst es auch beim Gegner." Ein Wanderer, der gerade des Wegs kam, warnte: „Sprechen Sie leiser, sonst werden Sie den Seeler wieder los. Solche Leute sucht doch der Strauß für seine Bundeswehr."

*

Zwei Köche des Washingtoner NATO-Generalstabes unterhielten sich über den neuen Chef Heusinger. „Der mäkelt an jedem Essen herum", meinte einer. „Einmal hat er sich in Paris über einen Gang so aufgeregt, als ob wir ihn vergiften wollten." „Was war es denn für ein Gericht?" fragte der andere. Da kam ein Wanderer des Wegs und sagte: „Gewiß ein Nürnberger Gericht."

*

Ein neutraler Diplomat, der im Bonner Auswärtigen Amt weilte, kam zu spät zum Mittagessen. Ein geschälter Apfel — der Nachtisch — hatte sich bereits dunkel gefärbt. Der Neutrale war darüber schockiert und protestierte. Da kam ein Wanderer des Wegs und sagte: „Mann, wo haben Sie bisher nur Ihre Augen gehabt? Hier war doch schon immer alles braun."

*

Bei einem Bundeswehrmanöver nahe unserer Staatsgrenze stieß eine Panzerkompanie auf eine Fernverkehrsstraße. Ein Panzerfahrer fragte seinen Kommandanten: „Herr Feldwebel, wenn wir diese Straße entlang fahren, kommen wir dann nach Leipzig oder nach Magdeburg?" „Weder noch, sondern unter die Erde", sagte ein Wanderer, der sich gerade im Straßengraben ausruhte.

*

Zwei Flieger, ein amerikanischer und ein westdeutscher, stritten sich, wer der beste Luftwaffengeneral der NATO sei. Der Ami: „Unser Luftwaffenchef hat sich in Korea bewährt, das ist ein ganz Guter." Darauf der Westdeutsche: „Unser Kammhuber ist auch kein Schlechter." Ein Wanderer, der gerade des Wegs kam, sagte wütend: „Was, Kammhuber soll kein Schlächter sein? Sie haben wohl Freiburg vergessen."

*

Nach dem Hamburger Kampf eines mit viel Vorschußlorbeer bedachten amerikanischen Boxerstars, sagte der westdeutsche Manager zu seiner Frau: „Ein Fighter ist der Mann zwar, aber es gibt bessere auf der Welt. Wir haben ihn stark überbezahlt." Da kam ein Wanderer des Wegs und sagte: „Es ist eben ein typischer Starfighter."

Huth

Bundeshauptmann Straußenauer spricht über Belgien



Tach, Herr Kammrad! Jott sei Dank, wieder in der Heimat.
Ob ich was erlebt habe? Solln Se jleich hörn. Fahre doch nach Beljien, um mit alten Kammraan, die jetzt beim NATO-Stab sinn, jemeinsam Stätten jlorreicher Verjangenheit zu besuchen: Antwerpen, Brügge, Lüttich und so weiter. Kammraan wollten mich vom Bahnhof abholn.
Komme also an und trete vorn Bahnhof — stehn da Tausende und klatschen bejeistert Beifall.
Denke jerührt: Bravet Volk, so jut haste mich noch in Erinnerung!
Natürlich Träne sofort wieder abjewischt, rauf aufs Podium, vors Mikrofon und losjelecht:
„Kammraan! Stehn heute Front in Front, über Jrenzen hinwech, führn heilijen jemeinsamen Kampf."
Sage Ihn'n, wie das übersetzt wurde, jing doch der Jubel erst richtich los. Die tobten reinewech vor Freude.
Plötzlich stürmt jedoch Polizei knüppelschwingend aufs Podium los. Denke zuerst: Nanu! Führe dann aber Rede tapfer zu Ende: „Also, Kammraan, ein Hoch auf unsern jemeinsamen Kampf, nieder mit dem Weltkommunismus, es lebe die NATO!"
Habe dann jrade noch Kurve kratzen können.
Ob ich vor den Polizisten ausjerissen bin? Quatsch! Hatten doch bei meinem letzten Satz sofort ihrn Irrtum bemerkt. Leider aber die andern auch — die jehörten nämlich zu einer Streikkundjebung!

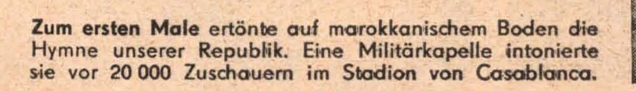
B-t

Mit der Nationalelf in Nordafrika

TEXT: JÜRGEN NÖLDNER
BILD: KLAUS SCHLEGEL

18 Tage weilte ich als Mitglied unserer Fußballnationalmannschaft in Tunesien und Marokko. Erst vor kurzer Zeit erkämpften diese Staaten ihre Unabhängigkeit. Heute sind die Völker beider Länder vor die Festigung der nationalen Unabhängigkeit und vor die Lösung der sozialen Probleme gestellt. Wir gehörten zu den ersten Sportlern unserer Republik, die Tunesien und Marokko besuchten. Wir fühlten uns nicht nur als Fußballer, sondern vor allem als Bürger eines Staates, der den antikolonialen Befreiungskampf tatkräftig unterstützt. Wir interessierten uns nicht nur für die Wettkämpfe, sondern auch für die politischen, ökonomischen und kulturellen Verhältnisse. Voll neuer Eindrücke kehrten wir zurück; stolz, durch die gezeigten Leistungen und unser Auftreten neue Freunde für unsere Republik gewonnen zu haben; neu gestärkt in dem Bewußtsein, daß der gemeinsame Feind aller Völker, der Imperialismus, auch an der antikolonialen Befreiungsfront unvermeidlich geschlagen wird.





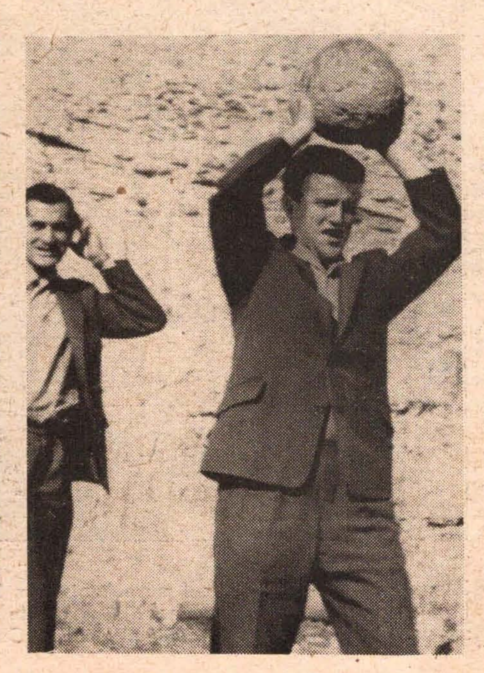
Zum ersten Male ertönte auf marokkanischem Boden die Hymne unserer Republik. Eine Militärkapelle intonierte sie vor 20 000 Zuschauern im Stadion von Casablanca.

Mit der Nationalelf in Nordafrika

(Oben) Ben Tifour, ehemaliger Profifußballer des AC Monaco, verließ Frankreich, als ihn die algerische Befreiungsarmee rief. Ich traf ihn in Tunesien, das den Kampf des algerischen Brudervolkes tatkräftig unterstützt. Vielleicht besucht Ben Tifour schon in diesem Jahr mit der algerischen Nationalelf die DDR. **(Unten links)** Nicht nur beim Sieben von Getreide ist die Handarbeit noch Trumpf. Die meisten Tunesier und Marokkaner leben auf dem Lande. Eine Agrarreform im Interesse der Bauern ist für die Beseitigung des Hungers und der Überreste des Feudalismus entscheidend. **(Unten Mitte)** Texaco – eine der ausländischen Niederlassungen in Marokko. Der Einfluß der kapitalistischen Länder auf wirtschaftlichem und politischem Gebiet ist in beiden Staaten noch sehr groß. **(Unten rechts)** Lothar Meyer beim „Training" in den Ruinen Karthagos. Diese jahrtausendealte Steinkugel beweist, daß die ökonomische Rückständigkeit Nordafrikas nicht aus einer fehlenden Begabung des dort lebenden Volkes, sondern aus der kolonialen Unterdrückung resultiert.





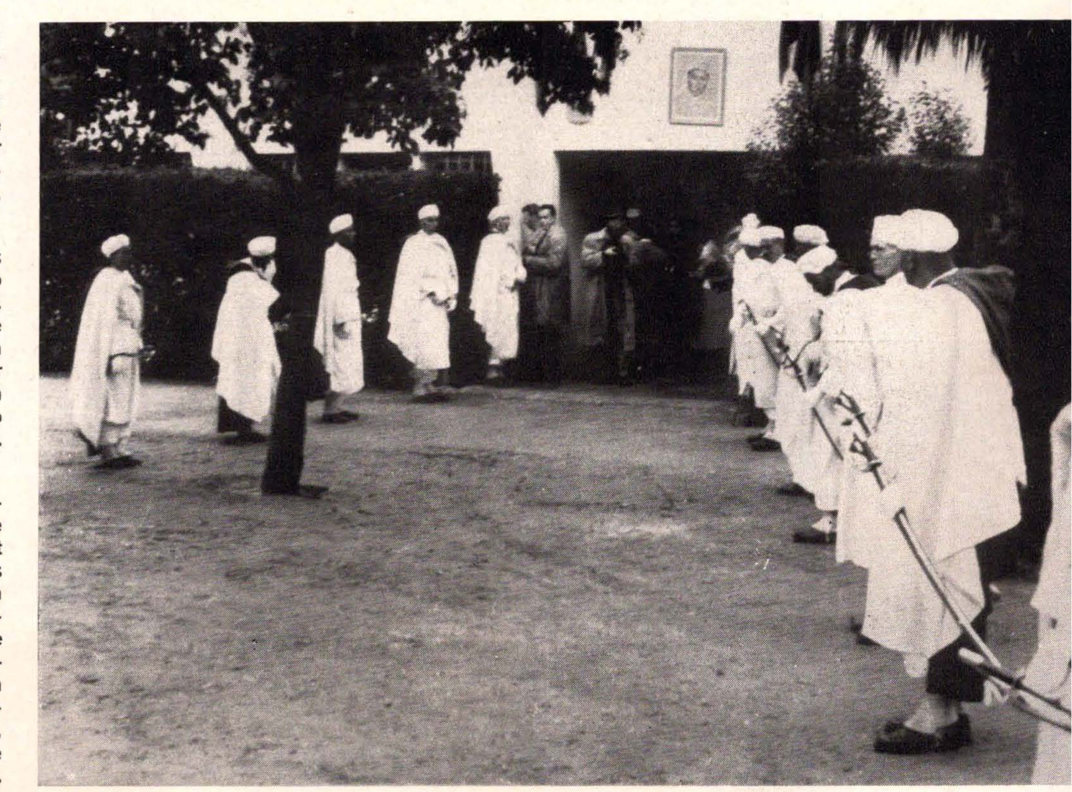


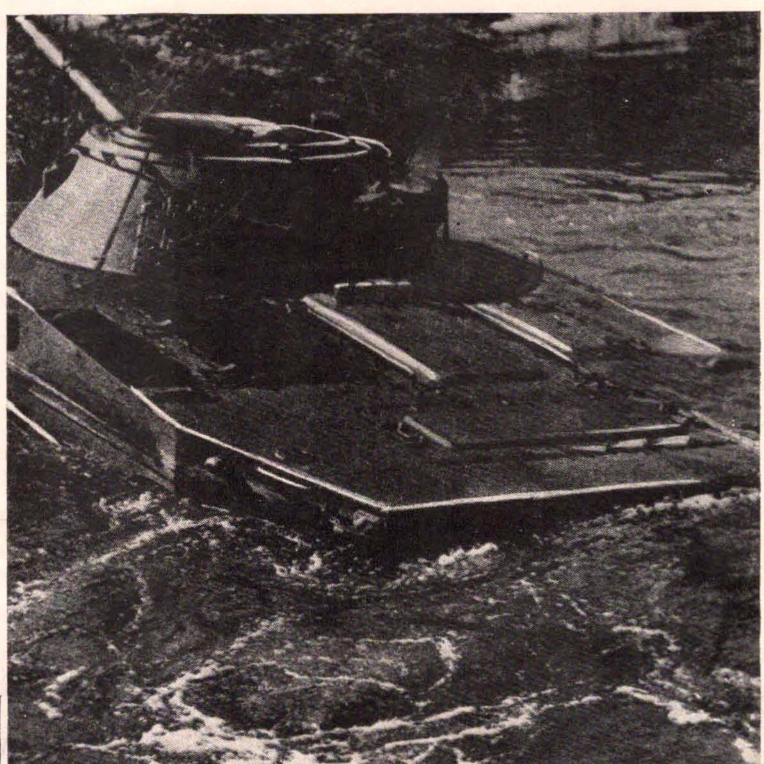


Der letzte Militärstützpunkt der Franzosen in Tunesien ist Byzerta. Unter dem Druck der Öffentlichkeit sah sich Präsident Bourgiba jetzt gezwungen, offiziell die Räumung dieses Kriegshafens zu fordern. Bald wird also auch der letzte französische Söldner Tunesien verlassen haben, so wie es der größte Teil bereits 1956 mußte. Zweifellos bedeutet das eine Schwächung der NATO in Nordafrika.

Die Leibgarde des Gouverneurs der Provinz Fes (Marokko) ist zum Empfang gerüstet. In Marokko übt das Königshaus die Regierungsgewalt aus. Die herrschende Klasse ist in beiden Ländern die nationale Bourgeoisie. Sie neigt zu Kompromissen mit den Kolonialmächten und den Resten der Feudalschicht. Sie verweigert den Werktätigen die verschiedensten demokratischen Rechte. So ist zum Beispiel die KP in Marokko verboten.

Diese neue marokkanische Butterfabrik ist ein Beispiel der Bemühungen um eine eigene nationale Industrie. Ohne wirtschaftliche Unabhängigkeit ist die politische Unabhängigkeit vom Imperialismus weder dauerhaft noch hundertprozentig. Weil sich die Hoffnung Marokkos und Tunesiens auf wirksame Hilfe solcher kapitalistischer Staaten wie USA und Westdeutschland nicht erfüllte, bemühen sich die Regierungen beider Länder in letzter Zeit um bessere Beziehungen zu den sozialistischen Ländern. Die Hilfe, die sie hier erhalten, wird ohne politische Bedingungen gegeben. Die DDR besitzt in Tunesien eine Handelsvertretung.



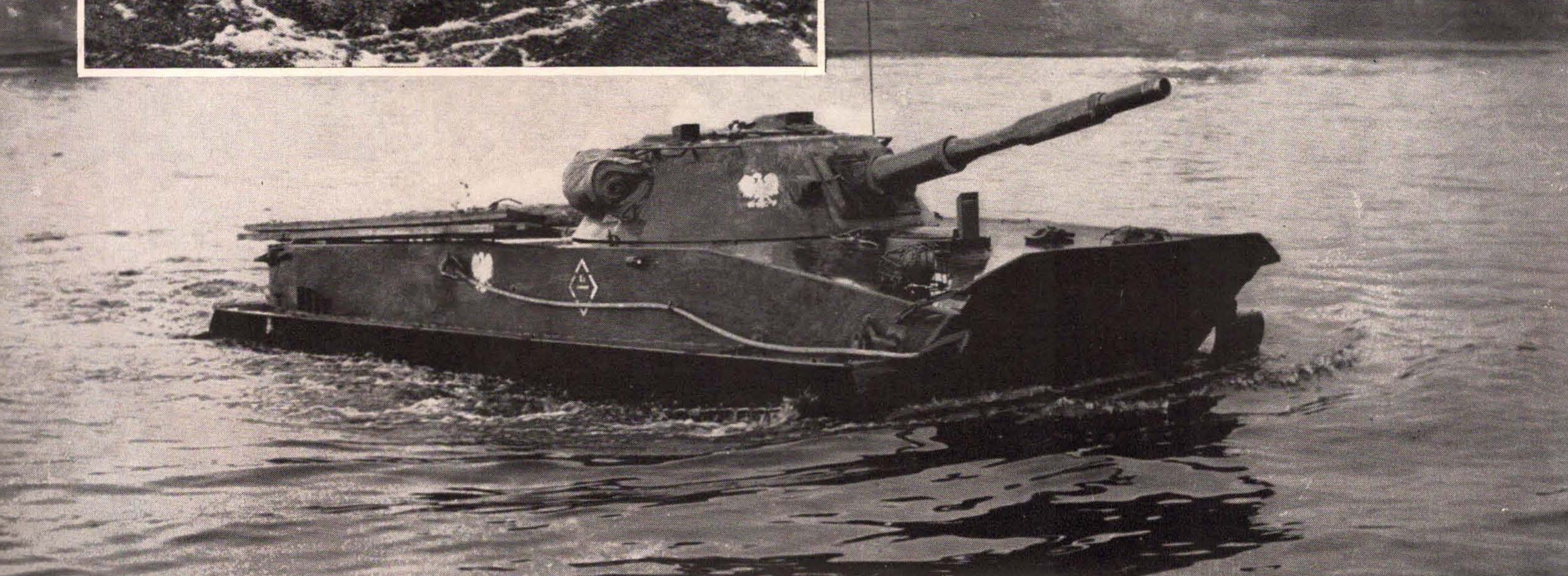


Panzer im Wasser! Sicherlich ist dem technisch interessierten und beschlagenen Leser bekannt, daß Panzer ohne weiteres Flußläufe durchfahren, daß sie vor kleineren Wasserhindernissen nicht haltmachen. Was aber, wenn breite und tiefe Flüsse, ja Seen zu überwinden sind? Oder gar, wenn Panzer bei Seelande-Operationen eingesetzt werden? Was dann? Dann werden eben Schwimmpanzer eingesetzt. Ja, Schwimmpanzer, eine spezifische Gattung von Amphibienfahrzeugen, die alle Eigenschaften des bekannten Panzerkampfwagens besitzen und sich auch im Wasser schnell und wendig vorwärtsbewegen. Sie rollen vom Landungsboot bzw. vom Ufer in die Fluten, um mit schäumender Bugwelle dem Gegner entgegenzuschwimmen. Mit Hilfe der Feuerunterstützung der eigenen Artillerie, Schiffsartillerie oder Luftwaffe können Schwimmpanzer erfolgreich Truppen anlanden und mit ihrer Feuerkraft den Gegner niederhalten. An die Amphibienfahrzeuge werden hohe technische Anforderungen gestellt. Die wichtigsten Seiten sind: Hohe Geschwindigkeit, gute Geländegängigkeit, hohe Geschwindigkeit und Manövrierfähigkeit auf dem Wasser, ausgezeichnete Tragfähigkeit, geringes Eigengewicht und schwere Versenkbarkeit.

Zu unseren Bildern: Schwimmpanzer der Chinesischen Volksbefreiungsarmee bei Seelandemanövern im Gelben Meer. Im Hintergrund das Landungsboot. Die Panzer sind ältere Typen.

„Eiserne Medusen", Schwimmpanzer der polnischen Waffenbrüder.

Fotos: Archiv



Schwimmpanzer

Es sind schon einige Jahre vergangen, seit der erste Schwimmpanzer die Wellen teilte. Und trotzdem ist er als spezielle Waffe noch jung. Anfang der dreißiger Jahre war es, als sowjetische Konstrukteure in kurzer Folge drei Muster von leichten Schwimmpanzern entwickelten. Der erste der drei Brüder war der T-37, dem bald der T-38 folgte. Beide waren sie mit MG bestückt, die im seitlich angeordneten Turm montiert waren. Der dritte im Bunde war der T-40, ein Schwimmpanzer von 5,5 t Gefechtsgewicht, mit einem MG 12,7 mm und einem MG 7,62 mm. Seine Panzerung betrug 14 mm. Wie auch seine Vorläufer war er mit einem Kfz.-Motor ausgestattet, der ihm eine Marschgeschwindigkeit von 44 km/h auf dem Lande und eine Geschwindigkeit von 5 km/h im Wasser verlieh. Sind denn im zweiten Weltkrieg Schwimmpanzer zum Einsatz gelangt? Diese Frage stellen oft junge Menschen. Allerdings. Besonders auf den fernöstlichen Kriegsschauplätzen und bei der Landung der Amerikaner in der Normandie. Hier trat der Schwimmpanzer erstmalig als Massenerscheinung auf. So kamen mitunter 500–600 Kampfwagen zum Einsatz. Mit Landungsbooten ins Kampfgebiet befördert, schwammen sie mit eigener Kraft ins Gefecht.

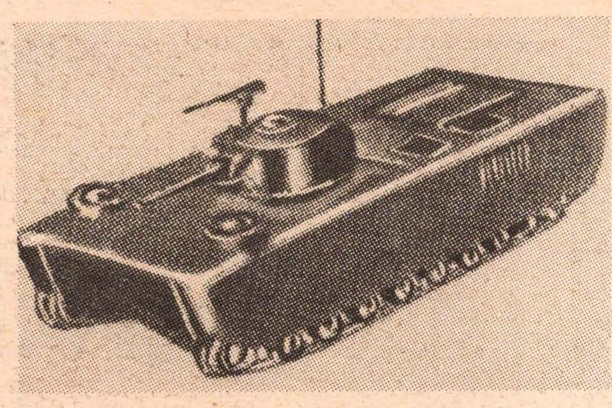
Wie schwimmt so ein Stahlkoloß eigentlich? Die Vorwärtsbewegung des Schwimmpanzers geschieht noch heute auf verschiedene Art. Einmal sind es die herkömmlichen Schiffsschrauben, die den Panzer im Wasser antreiben. Allerdings ist die Leistungsstärke des Schraubenantriebs nicht besonders hoch. Durch die Getriebeumschaltung auf Schraubenantrieb geht zu viel Kraft verloren. Ein besonderer Nachteil der Schraube ist, daß sie zu leicht von im Wasser liegenden Hindernissen beschädigt werden kann.

Dieser Umstand trug viel mit dazu bei, eine neue Art des Antriebes zu suchen. Man kam auf die Idee, den Panzer mittels seiner Gleisketten im Wasser vorwärtszubewegen. An die einzelnen Kettenglieder wurden Schaufeln montiert, die das Wasser wie ein Raddampfer nach hinten peitschen. Aber auch dieser Antrieb birgt Nachteile in sich. Die Kettenschaufeln können bei steinigem Boden ebenfalls leicht beschädigt werden, bzw. sie drücken sich bei weichem Grund zu tief ein.

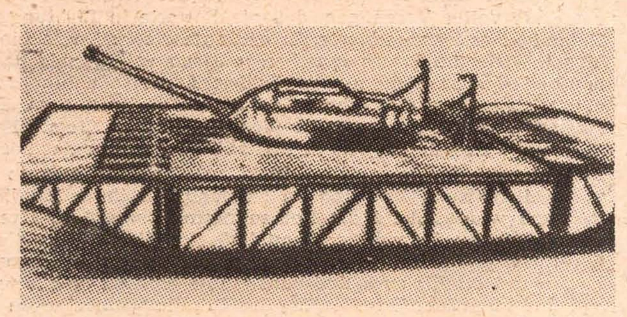
Die Nachkriegszeit brachte weitere Veränderungen. Neue Baumuster mit besseren taktischen und technischen Eigenschaften entstanden. Schwankte das Gewicht der Schwimmpanzer des zweiten Weltkrieges zwischen 14–17 t, so steigerte es sich bis zu 40 t. Die Geländegängigkeit wurde erhöht, die Konstruktion der Panzerwannen verbessert, die Breite der Kampfwagen verringert. Das MG als Hauptwaffe wurde von der KWK verdrängt. Der wichtigste Schritt aber war wohl die direkte Ausnutzung des Motors zur Bewegung im Wasser. Das wurde durch das Prinzip des Turbinenantriebs – Ansaugen und Ausstoßen von Wasser – erreicht.

Noch ist die Entwicklung des Schwimmpanzers als besondere Gattung des Amphibienfahrzeuges nicht abgeschlossen. Manche technische Neuerung der Zukunft wird seine Kampfeigenschaften erhöhen.

Erhart



Amerikanischer 36-t-Schwimmpanzer für Mannschaftstransport. Bestückung: KWK und mehrere MG. Die Bugwand ist bei der Landung abklappbar, um die Truppen zu entladen.



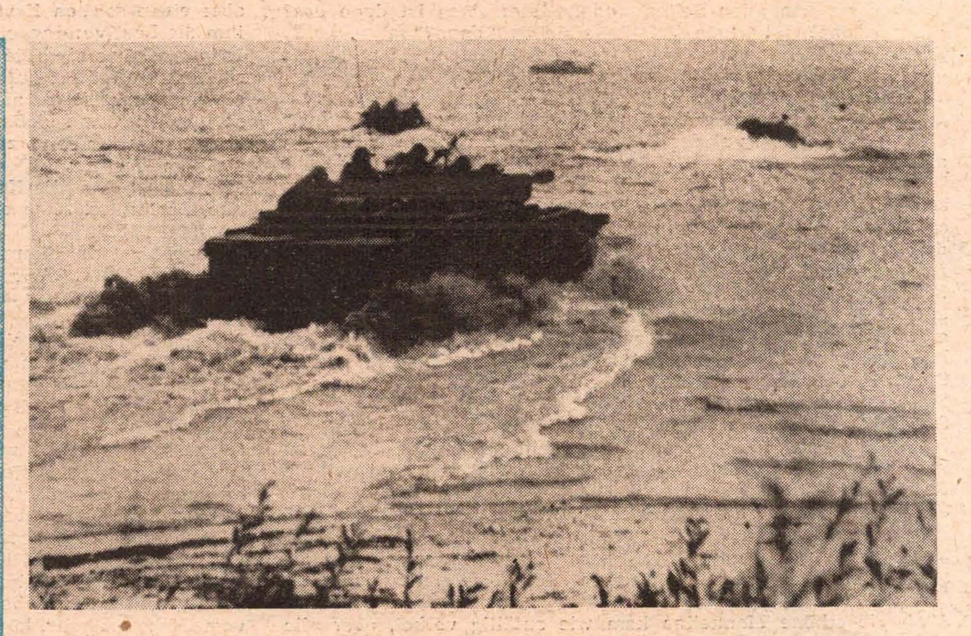
Auch Versuche, die Schwimmfähigkeit schwerer Panzer zu erreichen, wurden in den USA unternommen. Kunststoff-Schwimmkörper sind dazu rings um den Panzer aufgehängt.

AMPHIBISCHES

Amphibisch stammt aus dem Griechischen und heißt soviel wie beidlebig, im Wasser und auf dem Lande lebend (Tiere und Pflanzen). Im übertragenen Sinne bezeichnet amphibisch Fahrzeuge, die sich sowohl auf dem Lande als auch im Wasser fortbewegen können.

Zu den Amphibienfahrzeugen zählen wir die schwimmfähigen Kfz. wie Schwimmkübelwagen, die mittleren und schweren Schwimmwagen (auf Rädern und Ketten), die als eine Gruppe der schweren Übersetzmittel der Truppen bezeichnet werden, und die Schwimmpanzer.

Im Bereich des Flugwesens zählen Flugzeuge, die auf Landebahnen und auch auf dem Wasser starten und landen können, zu den Amphibien.



Amphibienfahrzeuge gehören auch zum Bestand unserer Volksarmee. Die Schwimmwagen verschiedener Bauart können Truppen und Geräte schnell über Wasserhindernisse bringen.

ORAZIO ORAZI

Die Geschichte des Soldaten, der eine Kanone mit nach Hause nahm

Die Armee bekam neue Kanonen. Die Soldaten sollten sie auf dem flachen Lande ausprobieren, und der Artillerist Pecudani bemerkte voller Vergnügen, daß die Batterie in Richtung seines Heimatdorfes losmarschierte. Er erkannte die vertraute Linie der Hügel, hörte die Flüsse rauschen und sah voll Freude das Farbenspiel der Laubbäume und Felder. Am Straßenrand standen die Dorfbewohner und sahen die Soldaten vorüberziehen. Er verstand die Worte seines heimatlichen Dialektes. Jemand sagte: „Das ist ja Pecudani!" Und er war zufrieden, als er das hörte.

Die Kanonen bekamen ihren Platz an einer abgelegenen Stelle mit weitem Rundblick, und da niemand mit ihrer Handhabung Bescheid wußte, stand die Bedienungsmannschaft im Kreis um die erfahrenen Instrukteure und ließ sich die Konstruktion der Geschütze genau erklären. Dann wurde bei jeder Kanone ein Posten aufgestellt; auch Pecudani mußte eine Kanone bewachen. Vor ihm im grünen Schatten lag das Tal, die Wolken zogen dahin, alle Bilder waren ihm vertraut und in seinen Augen unvergleichlich schön. Ohne die Uniform und die Kanone neben sich hätte Pecudani geglaubt, daß er hier sei, um Zweige als Streu für den Stall zu holen oder um Häher zu schießen, die die Feigenbäume plündern. Die Freude, wieder in der Heimat zu weilen, wurde ihm allmählich zur Qual: nur ein paar Schritte von zu Hause entfernt zu sein und nicht hingehen zu dürfen, die Stimmen von den Feldern, das Klappern der Heugabeln zu hören und nicht rufen zu dürfen „Hallo, hier bin ich wieder", nicht die Familie begrüßen, nicht einmal der Mutter guten Tag sagen zu können, das war wirklich bitter. Aber Pecudani war durch sein monatelanges Soldatenleben geduldig geworden, er hatte gelernt, immer in Bereitschaft zu sein, auch wenn man nichts erwartete, einige unnütze Bewegungen zu machen und im übrigen voller Ergebung auszuharren.

Inzwischen war jedoch die Nachricht von seiner Anwesenheit ins Dorf gedrungen, und eine Gruppe Kinder, seine Vettern und Neffen, kamen, um ihn zu begrüßen.

„Hallo, Rico, du bist ja wieder zurückgekommen!" riefen sie.

„Ja, ich bin wieder da, aber nur zu einer militärischen Übung. Wie geht es meiner Mutter?"

Als die Kinder die Kanone sahen, vergaßen sie alles andere, besahen sie von allen Seiten und fragten: „Was ist denn das? Eine Kanone? Gehört sie dir? Wie schießt sie denn?"

„Darüber weiß ich nichts", entgegnete Pecudani. „Sie kommt gerade aus Amerika."

„Wann wird denn mit ihr geschossen?"

„Das weiß ich auch nicht, ich warte hier auf meine Ablösung."

„Läßt du mich mal auf der Kanone reiten? Au fein, wir klettern alle rauf!"

Wenn Kinder eine Kanone oder irgend etwas anderes Neues sehen, so sind sie alle gleich. Pecudani konnte sie nicht davon abhalten. Sie kletterten auf die Lafette, auf die Schilde und auf das Geschützrohr.

Dann kam auch die Mutter unseres Soldaten, eine kleine alte Frau, mit einem Körbchen voller Feigen.

„Oh Rico!" rief sie. „Du bist beinahe zu Hause und kommst nicht einmal, um guten Tag zu sagen. Ich arme alte Frau muß den beschwerlichen Weg hinaufklettern, um meinen Sohn zu sehen." Sie umarmte ihn weinend, und er antwortete: „Du weißt doch, Mama, wie das im Dienst ist."

Später kam noch sein Vater. Er rief schon von weitem: „Diese Kanonen haben uns gerade noch gefehlt, um unsere Felder zu verwüsten!" Und er wollte seinem Sohn fast mit Gewalt eine Kanne Wein zu trinken geben.

Schließlich besuchten ihn noch seine Brüder, Schwägerinnen und Nachbarn.

„Na, du da mit deiner Kanone, was machst du denn hier?" schrien sie lachend. Sie brachten ihm Honig, Kuchen und Tomaten.

Auch die schöne Manuelina kam wie zufällig vorbei, aber alle wußten nur zu gut, daß sie erst rasch vom Felde nach Hause gelaufen war, um ihre neue Bluse anzuziehen. Pecudani wurde rot und wagte kaum, ihr die Hand zu reichen. Alle standen um die Kanone herum. Man ließ den Weinkrug kreisen, sprach vom Dorfklatsch, von den Rindern und den Obstbäumen. Pecudani war zufrieden, aber doch ein wenig bange, daß ein Offizier vorbeikommen könnte.

„Wenn du nur unnötig hier herumstehst", sagte sein Vater, der alte Giaco, „kannst du auch zu uns herunter ins Haus kommen."

„Aber ich kann doch nicht, ich stehe doch Wache bei der Kanone."

„Wer wird die dir schon stehlen? Es wäre besser, man schickte uns Schwefel für unsere Weinberge statt Kanonen!"

„Aber, Papa, wenn nun ein Offizier vorbeikommt und sieht die verlassene Kanone, dann komme ich ins Gefängnis."

„Gut, dann spannen wir eben einen Ochsen davor und nehmen sie mit nach Hause. Das merkt kein Mensch. Wenn du nachher zurückgehst, nimmst du sie wieder mit."

Sogar Manuelina sagte: „Aber ja, Rico, warum willst du das nicht so machen?"

Und die Aufforderung der schönen Manuelina ließ seine letzten Zweifel schwinden. Pecudani wußte aus Erfahrung, daß ein Soldat entweder stillsteht oder unaufhaltsam vorwärts geht. Folglich konnte er nach Hause gehen und nachher ruhig wieder zurückkommen. Also spannte man einen Ochsen vor die Kanone, der sie kräftig vorwärts zog. Sie war mit Zweigen getarnt, und die Kinder bekränzten sie und den Ochsen noch mit Mohnblumen, Feigenblättern und Heu.

Der Soldat und Manuelina benutzten eine steile Wegabkürzung und faßten sich an besonders schwierigen Stellen bei den Händen. Zu Hause wurde die Kanone auf den Hof neben den Dungwagen und den Pflug gestellt. Alle unterhielten sich und tauschten Scherzworte. Der alte Giaco war böse, weil sein Gesuch als Kriegsinvalide auf Befreiung seines Sohnes vom Militärdienst noch immer ohne Antwort geblieben war. Mitten in ihrem Gespräch hörten sie auf einmal ein zartes Miauen.

„Die Katze hat Junge bekommen!" riefen alle und suchten nach ihr. Aber in der Küche war sie nicht zu finden. Plötzlich guckte der Kopf der Katzenmutter aus dem Kanonenrohr. Sie hielt ein neugeborenes junges Kätzchen im Maul.

„Die Kanone als Katzennest!" rief Pecudani. „Was machen wir nun?" Und er griff mit der Hand in das Rohr hinein. Er bekam aber einen solchen Kratzer von der erbosten Katzenmutter, daß ihm die Lust verging, einen weiteren Versuch zu wagen.

Indessen hörte man die singenden Soldaten von ihrer Übung zurückkehren und sah auf der Landstraße die große Staubwolke, die sie beim Marschieren aufwirbelten.

„Wie soll ich nun bloß die Kanone zurückbringen?" fragte Pecudani und leckte seine zerkratzte Hand. „Meine Batterie ist schon auf dem Marsch."

„Du kannst doch die Katze nicht beim Gebären stören", antwortete die Mutter. „Geh einfach ohne die Kanone zurück und hole sie später ab."

„Geh ruhig, wir kümmern uns schon um deine Kanone", sagte auch der Vater. „Wir haben sie doch eigentlich mit unseren Steuern bezahlt, wir werden sie besser als alle anderen bewachen."

Pecudani nahm also eilig Abschied von seiner Familie, und es gelang ihm auch, sich unbemerkt in seine Kolonne einzureihen. Die Unterleutnants inspizierten die Reihen und zählten die Geschütze. Sie riefen sich die Stückzahl zu und bemerkten den Verlust.

Oh weh, dieses Mal werde ich wohl tüchtig reinfallen, dachte Pecudani. Als die Batterie in der Kaserne angelangt war, wußte man noch immer nicht, ob die Zahl der Geschütze stimmte. Und als Pecudani seine Abendsuppe faßte, wurde er von der Wache angerufen: „Soldat Pecudani, komm mal schnell ins Büro!" Jetzt ist es soweit, nun muß ich vor das Kriegsgericht, sagte er sich.

In der Schreibstube hatte er kaum Zeit strammzustehen. „Du kannst nach Hause gehen, du bist als Sohn eines Kriegsinvaliden vom Dienst befreit", kündigte der Hauptmann ihm gleich an.

Das ließ sich Pecudani nicht zweimal sagen. Mochten sie nun sehen, wie sie zu ihrer Kanone kamen. Er ging sofort los.

Zu Hause gab es ein wahres Freudenfest. Abends ging er heim-



lich zu Manuelina in die Scheune. Man stelle sich vor: es war der erste Abend nach seiner Rückkehr vom Militär. Draußen gab es ein Froschkonzert, es war eine kühle Nacht voller Sterne. Manuelina kaute zerstreut an einem Strohhalm, man wußte nicht, ob sie böse war oder nur so tat. Langsam sanken sie ins Heu.

„Au!" schrie auf einmal Manuelina. „Was liegt denn hier drunter, steh mal auf, das tut mir weh."

Sie lagen auf der Kanone, die der alte Giaco in der Scheune unter dem Heu versteckt hatte.

Als man beim Regiment das Fehlen einer Kanone bemerkte, wurde sofort eine geheime, aber sehr energische Untersuchung eingeleitet. Der General Argirocastri befaßte sich selbst mit den Nachforschungen. Dabei bekam er zu Ohren, daß man sich auf dem Lande erzählte, Bauern besäßen eine Kanone. Ein Oberst war der Ansicht, daß man das betreffende Haus erst von Soldaten umzingeln und es dann im Sturm nehmen müßte, damit die Bauern keine Gelegenheit hatten, mit der Kanone zu schießen. Das Losungswort des Generals hingegen war: Beharrlichkeit und Diskretion. Nur von einem Offizier begleitet, machte er sich auf den Weg und gab damit seinen Leuten ein Vorbild von Mut und Entschlossenheit.

Vor dem Bauernhof von Vater Giaco ließ der General das Auto halten, stieg aus und näherte sich vorsichtig dem Haus, wobei er das Hühnervolk verscheuchte, während sein Begleiter, die Hand am Revolvergriff, im Hintergrund blieb. Der alte Giaco, der gerade den Hof fegte, fragte ihn, ob er Eier oder Käse kaufen wolle.

„Ich bin der General Argirocastri", sagte der tapfere Feldherr, ohne sich aufhalten zu lassen. „Sie haben hier eine Kanone, leugnen hilft nichts, wir wissen alles." Nachdem er den Hof inspiziert hatte, ging er über die Felder. Plötzlich blieb er wie angewurzelt vor einem großen alten Feigenbaum stehen. Darunter stand seine Kanone, sie wurde für die Feigenernte verwendet. Nachdem nämlich Pecudani lange darüber nachgedacht hatte, was man mit der Kanone anfangen könne, war ihm eine glänzende Idee gekommen: Er befestigte am Kanonenrohr eine lange Leiter, die er durch das Richten des Rohres wie eine Feuerleiter nach allen Richtungen bewegen konnte, damit war selbst die unzugänglichsten Zweige des alten Baumes zu erreichen.

Manuelina stand gerade auf der obersten Sprosse der Leiter und pflückte singend Feigen, als die Offiziere herankamen. Der gewesene Artillerist Rico Pecudani stand unten, drehte die Hebel und beobachtete dabei entzückt den blauen Himmel.

„Die Kanone, die Kanone", stammelte der General und ließ sich müde und verzweifelt ins Gras sinken, während der alte Giaco ihm ein Glas Wein anbot.

„Wollt ihr euch denn absolut Unannehmlichkeiten bereiten?" fragte der General. „Wenn es euch schon nichts ausmacht — mir kann ein solcher Skandal ein Jahr vor meiner Pensionierung ungeheuer schaden."

Im Laufe seiner verschiedenen Feldzüge hatte der General Argirocastri viele Materialverluste erlitten: Wagenladungen mit Schuhzeug, Lebensmittelmagazine, ja, selbst ganze Regimenter waren verlorengegangen! Man kann sich daher vorstellen, daß der Verlust der Kanone ihn lebhaft beunruhigte. Aber diesmal würde der Fall nicht so einfach durchgehen, das fühlte er, man würde eine Untersuchung gegen ihn einleiten.

„Verzweifeln Sie nicht, Herr General", sagte der alte Giaco, um ihn zu trösten. „Sie werden sehen, alles renkt sich wieder ein. Kosten Sie erst einmal unsere frisch gepflückten Feigen."

Am gleichen Abend fand ein kleines Fest auf dem Hofe statt. Die Offiziere wurden dazu eingeladen. Man feierte die Verlobung von Rico und Manuelina. Die Tische waren im Freien gedeckt. Lampions hingen an den Bäumen. Die Akkordeonspieler taten ihr Bestes, und das Brautpaar in seinen Sonntagskleidern sah etwas linkisch aus. Die Schulkinder sagten ein Gedicht auf, und dann begann der Tanz. In würdiger steifer Haltung tanzte der Begleiter des Generals mit allen jungen Mädchen, so daß die jungen Männer etwas eifersüchtig wurden.

Der General saß auf dem Ehrenplatz neben dem alten Giaco. Ein Gefühl tiefer Ruhe durchdrang ihn. Von diesem ländlichen Frieden hatte er sein Leben lang geträumt und entdeckte dies vielleicht erst heute. Er hatte seine Stiefel ausgezogen, weil sie ihn drückten, und sich von Giaco Pantoffeln geliehen. Es war ein köstlicher Abend.

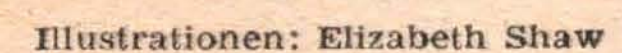
Das Fest war auf seinem Höhepunkt angelangt, als die Kanone, von den kräftigsten Männern geschoben, in den Hof rollte. Sie war mit Weinlaub und Trauben bekränzt.

„Rasch, die Weinkrüge!" rief man im Kreise. Dem sich neigenden Kanonenrohr entströmte wie einer Quelle köstlicher roter Wein. Alle hielten ihre Krüge unter die Mündung wie unter eine Riesenflasche.

Der General Argirocastri sah erst die Kanone an, dann seinen Offizier, wurde zornrot und schlug mit der Faust auf den Tisch. Seine Kanone als Faß verwenden! Das war ein starkes Stück! Er stürzte sich auf das Geschütz, entriß es den Händen der Trinker und gab ihm einen mächtigen Stoß. Die Kanone rollte bis zur Tenne zurück, geriet auf einen abschüssigen Weg, zerstörte die Blumen- und Gemüsebeete und brach dann in die Reihe der Rebstöcke ein. Endlich prallte sie gegen einen alten stämmigen Feigenbaum und zerbrach dort in Stücke.

„Da seht ihr es!" sagte der alte Giaco zu den beiden Offizieren und schüttelte sein Haupt. „Bisher ging alles gut, aber sobald ihr euch hineinmischt, ist es schon verkehrt." Er besah sich den Haufen Eisenteile bei dem alten Feigenbaum und fügte hinzu: „Ihr ruiniert uns, zu weiter seid ihr nichts nütze."

(Abdruck aus der Anthologie „Welthumor" mit freundlicher Genehmigung des Eulenspiegel-Verlages.)



Illustrationen: Elizabeth Shaw



AN DEN HÄNGEN DES Kasprowy Wierch

III

Im polnischen Wintersportparadies Zakopane treffen sich vom 5. bis 12. Februar 1961 die besten Armeesportler Bulgariens, Chinas, der CSSR, der DDR, der Mongolischen Volksrepublik, Polens, Rumäniens, der Sowjetunion und Ungarns zur I. Winterspartakiade der befreundeten Armeen.



Aller guten Dinge sind drei, sagt bekanntlich der Volksmund. Und so wollen auch wir den zwei bereits erschienenen Beiträgen zur I. Winterspartakiade der befreundeten Armeen heute einen dritten und zugleich letzten folgen lassen. Diesmal wollen wir versuchen, Sie, liebe Leser, ein wenig mit den Disziplinen, ihren Wettkampfbedingungen und Wertungen bekannt zu machen. Deswegen haben wir für Sie ein bißchen im Wintersport-Lexikon geblättert. Und so kurz, so prägnant, so informativ wie ein Lexikon nun einmal ist, wollen wir auch Sie unterrichten. Dann also mit Volldampf hinein – und recht viel Freude bei den Spartakiadeberichten von Presse, Funk und Fernsehen!

PATROUILLENLAUF

Dieser Lauf ist die einzige Pflichtdisziplin der Spartakiade. An ihm nehmen alle neun Armeen teil. Streckenlänge 25 km, wobei der niedrigste Punkt 870 m und der höchste 1012 m über dem Meeresspiegel mißt. Der Lauf ist mit einem Schießen auf Luftballons (30 cm Durchmesser) verbunden; Entfernung 150 m. In der Ausschreibung heißt es dazu: „Die Plätze werden nach Zeit ermittelt. Gerechnet wird die Zeit vom Passieren der Startlinie durch den ersten bis zum Passieren der Ziellinie durch den letzten Teilnehmer der Patrouille unter Berücksichtigung der Schießergebnisse." Vom Schießen befreit ist lediglich der Patrouillenführer. Wird das Ziel mit dem ersten Schuß getroffen, so werden von der Laufzeit 3 Minuten abgezogen; beim zweiten Schuß 2 und beim dritten Schuß eine Minute. Mannschaftsstärke: 1 Offizier (Patrouillenführer), 1 Unteroffizier und 2 Soldaten. Der Offizier führt eine Pistole mit, die anderen Läufer Karabiner; ferner Koppel mit Patronentasche und drei Schuß Munition sowie einen Rucksack. Gewicht der Waffe und des Rucksacks müssen zusammen 5 kg betragen. Die gesamte Patrouille trägt einen weißen Tarnanzug. Die Reihenfolge des Starts wird ausgelost und erfolgt in Abständen von 3 Minuten. Beim Nichteintreffen des Patrouillenführers im Ziel erhält die Mannschaft 15 Strafminuten, beim Fehlen eines anderen Genossen 10 Strafminuten. Fehlt mehr als ein Mannschaftsmitglied, so erfolgt Disqualifikation. Das gleiche ist der Fall, wenn die Patrouille nicht mit der vorgeschriebenen Ausrüstung durchs Ziel geht.

BIATHLON

Winterzweikampf, bestehend aus 20-km-Skilanglauf und Schießen auf vier verschiedenen Ständen. Auf jedem Stand werden 5 Schuß auf Kopfringscheiben (20 × 30 cm) abgegeben. Die Stände liegen zwischen Kilometer 5 und Kilometer 16, wobei die Entfernung unterschiedlich ist: 250 m, 200 m, 150 m und 100 m. Anschlagsarten auf den ersten drei Ständen beliebig freihändig, auf dem letzten stehend freihändig. Höchstmögliche Trefferzahl: 20. Für jeden Fehlschuß werden dem Läufer und der Mannschaft zwei Strafminuten zur Laufzeit zugerechnet. Die Mannschaftsstärke beträgt 4 Genossen. In Zakopane liegt der niedrigste Punkt der Strecke bei 860 m, der höchste bei 1020 m.

LANGLAUF

In Zakopane werden Langläufe über 15 km, 30 km und 50 km (Ski-Marathon) ausgetragen. Außerdem der Staffellauf über 4 × 10 km. In den Richtlinien des internationalen Skiverbandes (FIS) heißt es dazu: „Um ungebührliche Anstrengungen soweit wie möglich zu vermeiden, soll der erste Teil der Laufstrecke verhältnismäßig leicht sein. Der schwierigste Teil des Laufes soll ungefähr in der Mitte oder im dritten Viertel der Strecke liegen." Und weiter: „Der Höhenunterschied zwischen dem tiefsten und dem höchsten Punkt der Strecke darf nicht mehr betragen als: 150 m bei Laufstrecken von 10 km, 275 m bei Laufstrecken bis zu 30 km, 350 m bei Laufstrecken von über 30 km." In Zakopane liegen niedrigster und höchster Punkt jeweils wie folgt: 15 km = 865 m und 1040 m; 30 km = 865 m und 1040 m; 50 km = 870 m und 1012 m. Vor dem Lauf wird die Reihenfolge der Teilnehmer ausgelost. Start in Abständen von 30 Sekunden oder einer Minute. Erreicht ein Läufer den vor ihm Gestarteten, so fordert er ihn mit dem Ruf „Doroshka!" („Spur frei!") auf, die



Loipe freizugeben. Mannschaftsstärke: Langläufe 3 Genossen, Staffel 4. Die Langlaufstrecke wird Loipe genannt.

NORDISCHE KOMBINATION

Ein Wettkampf, den man allgemein als Krone des Skisports bezeichnet, und bei dem der Sieger durch das beste Punktresultat, das er in zwei Wettbewerben — einem 15-km-Langlauf und einem Sprunglauf — erzielt, ermittelt wird. In der Regel wird das Springen (auf einer speziellen Kombinationsschanze) vor dem Langlauf durchgeführt. Die Sprungwertung erfolgt wie bei den Spezialspringern nach Weiten und Haltung. Theoretisch kann ein Nordisch Kombinierter, der in zwei Durchgängen die größten Weiten und besten Haltungsnoten erreicht, 240 Punkte erhalten. Im Unterschied zum Spezialsprunglauf stehen jedem Nordisch Kombinierten drei Sprünge zu, von denen die beiden besten gewertet werden. Im 15-km-Langlauf bekommt der Zeitschnellste die Note 240. Die folgenden Läufer erhalten niedrigere Bewertungen, die nach einer Tabelle errechnet werden. Durchschnittlich wird für 16 Sekunden Zeitrückstand ein Punkt abgezogen. Mannschaftsstärke bei der Winterspartakiade: 3 Genossen.

SLALOM

Ein Rennen, in dem die Aktiven eine durch Flaggenpaare (Tore) bestimmte Strecke zu durchfahren haben. Ein Slalomlauf wird stets in zwei Rennen entschieden, wobei meist auch zwei verschiedene Pisten benutzt werden. Im Durchschnitt beträgt der Höhenunterschied zwischen 180 m und 220 m. In der Regel führt ein Viertel der Strecke über Hänge mit einer Neigung von mehr als 30°. Die Zahl der Tore liegt zwischen 50 und 75. Wertungsgrundlage ist die Zeit, die der Läufer für das Durchfahren der Strecke benötigt. Der Slalom- oder Torlauf zählt — wie der Riesenslalom und der Abfahrtslauf — zu den alpinen Skidisziplinen. Alle drei zusammengenommen bilden die sogenannte alpine Dreierkombination.



„DOROSHKA!" — Ab 5. Februar ertönt dieses Kommando, zu deutsch „Spur frei!", an den verschneiten Hängen des Casprowy Wierch (Bild oben) und auf den Strecken der Langläufer (Bild links unten). Fotos: CAF

ABFAHRTSLAUF

Rennen auf einer abschüssigen Strecke. Im Reglement der FIS wird dazu gesagt: „Die Strecken dürfen keine Anstieg- und Flachlaufteile enthalten. Es muß möglich sein, vom Start bis zum Ziel ohne Stockhilfe zu gleiten. Die Höchstdifferenz der Strecke für Männer muß zwischen einem Minimum von 800 m und einem Maximum von 1000 m liegen." Der Start der ausgelosten Läufer — hier starten die Besten als erste — erfolgt in Minutenabständen. Wertungsgrundlage ist die Abfahrtszeit der einzelnen Läufer.

RIESENSLALOM

Die Strecke für den Riesenslalom wird wie eine Abfahrtsstrecke vorbereitet (Mindest-Höhenunterschied 400 m), während die Streckenteile, auf denen Kontrolltore die Läufer zu Richtungsänderungen zwingen, Slalompisten ähneln. Einschließlich Start und Ziel enthält die Riesenslalom-Strecke mindestens 30 Tore; ihre Breite schwankt zwischen 4 und 8 m.

SPEZIALSPRUNGLAUF

Hier nur etwas zur Wertung: Jeder Springer bekommt zwei Noten, eine Weiten- und eine Haltungsnote. Addiert man beide, so hat man die Gesamtnote. Die Haltungsnote wird von fünf Kampfrichtern ermittelt, wobei jeder jedem Springer bis zu 20 Punkte geben kann. Für Haltungsfehler werden Punkte abgezogen, so für eine steife Landung etwa 1 bis 3 Punkte, für gebeugte Knie in der Luft ebenfalls 1 bis 3 Punkte und für einen verpaßten Absprung 0,5 bis 1 Punkt. Die niedrigste und höchste Wertung der fünf Kampfrichter bleibt unberücksichtigt, sodaß sich die Haltungsnote aus den verbleibenden drei Mittelwerten errechnet. Für die Bemessung der Weitennote wird der weiteste gestandene Sprung eines Durchganges zugrunde gelegt. Er zählt 60 Punkte. Alle anderen Sprünge werden nach einer Tabelle errechnet, in der für Weiten von 61 m bis 84 m jeder Meter einem Punkt entspricht. Bei Sprüngen über 84 m gibt es für jeden Meter 0,8 Punkte, bei Weiten von 49 m bis 60 m je 1,3 Punkte. Spezialsprungläufe werden in der Regel in zwei Durchgängen ausgetragen. Berührt ein Springer mit einer Hand den Schnee, so gilt der Sprung als gestürzt. Die Länge eines Sprunges wird von der oberen Kante des Schanzentisches bis zur Mitte der Aufsprungstelle, d. h. bis zur Mitte zwischen beiden Füßen, gemessen

EISHOCKEY

Spiel mit einer Hartgummischeibe (Puck) über ein dreigeteiltes Spielfeld, dessen Idealmaß 30 × 60 m beträgt. Das Spielfeld teilt sich in die Angriffszone, die neutrale Zone und die Verteidigungszone. Jede Mannschaft hat drei Stürmer, zwei Verteidiger und einen Torwart auf dem Eis. Es kann beliebig ausgewechselt werden. Insgesamt dürfen zu einem Spiel 15 Spieler gemeldet werden. Die Details des Reglements können hier verständlicherweise nicht erläutert werden. Nur soviel: Als „Abseits" gilt im Eishockey, wenn ein Spieler ins gegnerische Drittel eindringt, bevor der Puck in die Angriffszone gespielt wird. Auch das Spiel der Scheibe über zwei Linien wird abgepfiffen. Eishockey ist ein schnelles und hartes Spiel, dennoch wird Unfairness bestraft. Ein Spieler kann mit zwei, fünf oder sogar zehn Strafminuten bedacht werden. Diese Zeit muß er außerhalb des Spielfeldes auf der sogenannten Strafbank verbringen. Die Spielzeit beträgt dreimal 20 Minuten, jedoch wird nur die effektive Spielzeit gemessen. Bei jedem Schiedsrichterpfiff bleiben die Spieluhren stehen und werden erst wieder in Gang gesetzt, wenn das Spiel erneut angepfiffen wird.



Foto: DEFA-Neufeld

Zuerst dachte ich einen Augenblick lang, die Frage sei auf mich gemünzt (Chefredakteure sind mitunter unberechenbar, selbst was die intimsten Sphären der pekuniären Verhältnisse angeht). Was Wunder also, daß mein Hirn sofort fieberhaft zu arbeiten begann: ‚Wie hoch war deine letzte Zeche im Presseklub?' ‚War der Chef auch da?'

Doch mitten in meinen angestrengten Überlegungen unterbrach mich der Chef: „Was halten Sie davon — könnten wir dazu nicht unsere nächste Umfrage machen?"

Um die Umfrage ging es!

Auf Ehre und Gewissen: Mir fiel ein Stein vom Herzen — und der letzte Bankkontoauszug (Haben-Saldo = 13,76 DM) aus der Hand. Worauf der Chef, nachdem er einen Blick darauf riskiert hatte, lakonisch meinte: „Fragen Sie mal unsere Soldaten! Ich glaube, da können Sie einiges lernen!"

Beschämt trat ich ab und zog aus, nicht um das Gruseln zu lernen, sondern den Umgang mit Geld.

Der erste, der mir über den Weg lief, war ein schmucker Kanonier namens *Dieter Hennig (19)*. Mit Leichenbittermiene krempelte er zunächst einmal wortlos seine Taschen um, worauf lediglich ein paar verlorene Sechser und Groschen das Licht der Öffentlichkeit erblickten. „Leergebrannt, vollkommen leergebrannt", kommentierte er. „Alles aufgesogen von der Säule Lebensmittel/Zigaretten/Bier/Alkohol der HO." Dann ein großes Wehklagen: „Und immer noch 240 Stunden bis zum ‚Tag des Herrn'!" Verständnisvoll drückten wir uns die Hand und legten unsere Groschen zusammen. — „Herr Ober! Eine Flasche Bockbier mit zwei Gläsern!"

Da ich gerade bei der Artillerie war, blieb ich dort und fragte den *Kanonier Dieter Veckenstedt (20)*: „Von meinen 263,— DM, die ich 'rauskriege, gehen hundert Mark zum Aufbausparen und fünfzig bis achtzig Mark aufs Postsparbuch. Für zwanzig Mark kaufe ich mir regelmäßig technische Bücher, weil ich nach meiner Dienstzeit das Studium des Elektroanlagenbaus aufnehmen will. Der Rest ist Taschengeld. Wenn ich von der Armee weggehe, dann möchte ich mir von dem gesparten Geld gern eine MZ kaufen."

Noch höher gesteckte Ziele hat *Hauptwachtmeister Heinrich Adam (28)*. Da seine Eva gleichfalls berufstätig ist, kann er es sich leisten, „auf einen Trabant zu sparen, wofür jeden Monat zweihundert Mark auf das Aufbausparkonto wandern". (Auch Adam und Eva gehen eben, wie man sieht, mit der Zeit!)

Sparen, in dieser oder jener Form, meist jedoch in Gestalt des Aufbausparens, scheint überhaupt Trumpf zu sein. Neunzig von hundert aller Genossen, bei denen ich meine Frage anbrachte, antworteten jedenfalls in dieser Richtung. Und alle haben sie überdies auch schon feste Absichten, was die spätere Verwendung ihrer Spargelder betrifft.

Achtung Motorradindustrie! — Hört und vernehmt, ihr Kollegen in Zschopau und Suhl, daß sich 50 Prozent aller befragten Soldaten und Unteroffiziere ganz besonders für eure Erzeugnisse interessieren und dafür allmonatlich so zwischen 100,— und 250,— DM auf die hohe Kante legen.

Andere wiederum — so *Soldat Rolf Daschmann (19), Gefreiter Bernd Wagenknecht (19) und Soldat Rolf Pechmann (17)* — sparen, um sich damit „eine Grundlage für ihr Studium und das weitere Leben zu schaffen".

Summa summarum, so darf man wohl konstatieren, scheint sich unsere Armee zu einer Armee von Sparern zu entwickeln. Was gewiß nicht nur die Sparkassen und das Finanzministerium freut, sondern vor allem von dem Vertrauen zeugt, das unsere Genossen in die Politik unserer Republik und die sieghafte Entwicklung unseres Arbeiter-und-Bauern-Staates setzen.

Fragt sich also nur noch: Wofür geht das Taschengeld drauf?

Was machen

Unsere aktuelle Umfrage

WER VIEL FRAGT, KRIEGT VIELE ANTWORTEN! WER VIEL FRAGT, KRIEGT VIELE ANTWORTEN! WER VIEL FRAGT, KRIEGT VIELE ANTWORTEN! WER VIEL FRAGT, KRIEGT VIELE ANTWORTEN! WER VIEL FRAGT, KRIEGT VIELE ANTWORTEN! WER VIEL FRAGT, KRIEGT VIELE ANTWORTEN! WER VIEL FRAGT, KRIEGT VIELE ANTWORTEN! WER VIEL FRAGT, KRIEGT VIELE ANTWORTEN! WER VIEL FRAGT, KRIEGT VIELE ANTWORTEN! WER VIEL FRAGT, KRIEGT VIELE ANTWORTEN! WER VIEL FRAGT, KRIEGT VIELE ANTWORTEN! WER VIEL FRAGT, KRIEGT VIELE ANTWORTEN! WER VIEL FRAGT, KRIEGT VIELE ANTWOR-

„Täglich drei bis vier Mark für Kuchen. Dann für Zigaretten, 20 bis 25 Stück pro Tag. Ab und zu ein kleines Geschenk für die Freundin. Der Rest wird während des Ausgangs verbraten." So jedenfalls hält es *Gefreiter Karl-Heinz Stachowski (19). Unteroffizier Jürgen Gödicke (18) und Matrose Peter Meinicke (19)* sind dagegen keine passionierten Kuchenesser, sondern haben es mehr auf geistige Nahrung abgesehen. „Für gute Bücher wird jeden Monat ein beträchtlicher Teil des Taschengeldes ausgegeben", sagen beide von sich.

Wie jedoch *Wilhelm Froese (52),* Leiter der August-Bebel-Buchhandlung in Potsdam, zu berichten weiß, gibt es neben diesen beiden auch noch eine Menge anderer Genossen, die sich für gute Literatur interessieren. „Viele Soldaten gehören zu unserem festen Kundenkreis. Und im allgemeinen bringen uns die regelmäßigen Verkaufsmessen in den Einheiten der Nationalen Volksarmee die höchsten Umsätze. Meistens pro Monat und Ausstellung etwa 1500,— bis 2000,— DM, wobei vorwiegend spannende Belletristik und technische Fachbücher verlangt werden." Ähnlich äußerte sich auch *Frau Gisela Leopold,* die in einer Offiziersschule dreimal wöchentlich den Buchverkauf durchführt: „Ich habe hier soviel Büchernarren, daß ich sie beim besten Willen nicht namentlich aufzählen könnte. Nach meinen Erfahrungen verwendet durchschnittlich jeder Genosse ungefähr dreißig bis vierzig Mark seines monatlichen Taschengeldes für den Kauf von Büchern."

Die gleiche Summe haut *Gefreiter Siegbert Schönherr (19)* bei jedem Ausgang auf den Kopf (schließlich sprach schon der alte Goethe: Ein starkes Bier, ein beizender Tabak und eine Magd in Putz, das ist nun mein Geschmack). „Was soll man machen", meint er, „die Mädchen in den Tanzlokalen sind nun mal verdammt anspruchsvoll!" — „Stimmt ja überhaupt nicht!" protestiert das vierblättrige Kleeblatt *Rita Nebling (17). Heidelin Mettner (18), Christa Wianz (17) und Ute Balzer (19)* einmütig. „Wenn es Mädchen gibt, die sich von den Soldaten aushalten lassen und ihnen nur das Geld aus der Tasche ziehen wollen, dann sind sie bestimmt nicht von der besten Sorte. Eher das Gegenteil. Und außerdem: Ein Junge, der glaubt, er kann sich die Achtung und Liebe eines Mädels mit Geld und großen Gasthauszechen erwerben, ist schon ganz und gar nicht nach unserem Geschmack." — „Er muß nett und liebenswert sein, höflich und aufmerksam. Das Geld macht es nicht allein", sagt auch die Filmschauspielerin *Angelika Domröse* (Bild). „Deswegen muß man noch lange nicht den ganzen Abend bei einer Brause sitzen", ergänzt *Gefreiter Gudrun Sänger (19).* „Das habe ich noch nicht getan und werde es auch nicht tun. Mit etwas weniger kann es auch ein schöner Abend werden."

„Mir ist das schon mal passiert", erzählt *Gefreiter Gisela Eff (17),* „daß ein Genosse, nur um mir zu imponieren, an einem Abend in ganz kurzer Zeit vierzig Mark ausgegeben hat. Obwohl ich nicht viel Lust hatte, noch ein zweites Mal mit ihm wegzugehen, habe ich es doch getan und ihn gebeten, mit mir nur bei einer Flasche Wein zu sitzen. Und was denken Sie, wie nett dieser Abend für uns beide geworden ist!"

Vielen Dank für die persönliche Anrede, aber ich hätte es auch so geglaubt — — — daß weniger mitunter mehr ist und daß wir uns vielmehr vom schönen Geschlecht erziehen lassen sollten. Vor allem weiß ich mich da einer Meinung mit dem *Flieger Uwe Scharf (18),* der, als er noch keine Freundin hatte, nie mit seinem Geld reichte und auch wenig zum Sparen kam. Jetzt ist das anders (nicht, daß er am Neunzehnten abends Kopfstand machen müßte!). Und deswegen behauptet er: „Eine feste Freundin am Standort ist für einen Soldaten nur gut. Denn so ein Mädchen wirkt Wunder und hat schon manchen, der übermäßig dem leichtfertigen Geldausgeben verfallen war, erzogen."

Apropos erziehen. Sollte das nicht auch unter Männern möglich sein, sozusagen ganz unter uns? — Die Genossen um *Funker Werner Marquardt (20)* scheinen allerdings wenig davon zu halten. „Immer wenn ich mal finanziell ausgebrannt bin, und das ist öfter so, dann helfen sie mir mit Zigaretten aus und pumpen mir auch mal 'n paar Märker, damit ich ein Bierchen trinken gehen kann."

„Von mir würde er nichts kriegen", sagt dazu *Gefreiter Hans Grieger (19)* kategorisch. „Ich würde ihm sagen: ‚Wenn du kein Geld für die Gastwirtschaft hast, dann kannst du auch nicht ausgehen.' Und als Zugorganisator der FDJ würde ich außerdem mit den anderen Genossen des Zuges sprechen, damit ihm keiner was borgt und mir damit in den Rücken fällt." Der gleichen Ansicht ist auch *Soldat Wolfgang Schörner (18):* „Geld verborgen kommt nicht in Frage. Jeder von uns kriegt sein Gehalt. Ich muß damit auskommen, mein Genosse neben mir und jeder andere auch."

Mit seinem Einkommen gut auskommen — darum geht es. *Finanzminister Willi Rumpf* empfiehlt dazu: „Wenn ein junger Soldat sein Mädel noch wenige Tage vor dem Neunzehnten in ein gutes Restaurant führen kann, wenn er ihr die Weinkarte reichen kann, mit der Aufforderung, nun selbst zu wählen, dann hat er sein Geld gut eingeteilt. Und wenn er darüber hinaus ein Sparbuch hat und regelmäßig etwas Geld zurücklegt für Anschaffungen, für die Urlaubsreise oder für den künftigen eigenen Haushalt, dann wird er sicher viel Freude an seinem Geld haben. Es lohnt sich heute zu sparen. Denn das Spargeld dient dem schnellen sozialistischen Aufbau, mit ihm werden die vielen schönen neuen Wohnungen finanziert. Mir ist bekannt, daß sich bereits der größte Teil unserer jungen Soldaten für das Vertragssparen, und zwar speziell für das Prämiensparen, entschieden hat. Ich bin gern bereit, zu veranlassen, daß eine der nächsten öffentlichen Auslosungen, die gemeinsam mit dem Rundfunk durchgeführt werden, in einem Objekt unserer Volksarmee stattfindet und für unsere Soldaten gestaltet wird. Dazu wünsche ich allen Soldaten viel Spaß!"

Herzlichen Dank, Genosse Minister — und wir werden auf Ihr Anerbieten zurückkommen.

So, das wär's dann eigentlich, nicht wahr?

Wie bitte?

Ach, Sie möchten wissen, was ich denn nun eigentlich mit meinem Geld mache?

Ich geb' Ihnen 'nen Tip: Fragen Sie meine Frau!

Ihr K. H. Freitag

Sie mit Ihrem Geld?

Manfred Ahner

Das Geheimnis der „DFS-582"

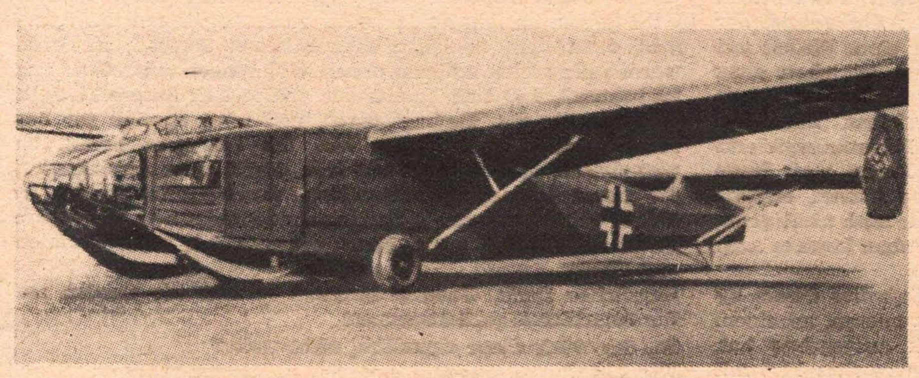
In einer Ausgabe der westdeutschen „Flugwelt" findet man auf den Seiten 71 bis 73 eine Abhandlung über das Thema „Segelflug auf dem Weg in die Stratosphäre". In diesem Artikel wird dem Leser der Zeitschrift ein „Stratosphären-Segelflugzeug" vorgestellt, eine Neukonstruktion der westdeutschen DFS (Deutsche Forschungsanstalt für Segelflug). Dieses „friedliche Segelflugzeug" soll hier etwas unter die Lupe genommen werden. Vorher ist es jedoch angebracht, einiges zu seiner Geburtsstätte, zur DFS, zu sagen.

Dieses Institut war in den Jahren vor Ausbruch des zweiten Weltkrieges durch seine Forschungs- und Entwicklungsarbeiten auf dem Gebiet des Segelfluges über die Grenzen Deutschlands hinaus bekannt geworden. Unsere älteren Flugsportler werden sich sicher noch an solche von der DFS entwickelten Flugzeuge, wie z. B. „Kranich", „Habicht" und „Reiher" erinnern.

Allerdings währte unter den Bedingungen der Hitlerdiktatur diese Art der Forschungsarbeit nicht lange. Von 1937 an war die DFS alles andere als eine friedliche Forschungsanstalt. Die deutschen Militaristen brauchten für den geplanten Raubkrieg nicht nur die konventionellen Bomber und Jäger. Sie benötigten für ihre vorgesehenen „Blitzaktionen" auch völlig neuartige Flugzeugtypen. Die Entwicklung von „Wunderflugzeugen" wurde zur Aufgabe der DFS. Das erfuhr die Öffentlichkeit damals natürlich nicht, und die neuen Konstruktionen wurden strengstens geheimgehalten. In seinem Buch „Famous Fighters of the Second World War" beweist William Green auf den Seiten 125 und 126 z. B., daß der 1941 eingeführte faschistische Raketenjäger Me-163 B aus den im Jahre 1937/38 entstandenen DFS-Konstruktionen 39, 40 und 194 hervorging.

Vom Januar 1939 an widmete sich der DFS-Konstrukteur Lippisch mit einer ganzen Reihe von DFS-Experten ausschließlich dem Bau des neuen Raketenjägers. Denjenigen, die auch heute noch so gern von der angeblichen einstigen Überlegenheit der faschistischen „Wunderflugzeuge" faseln, sei hier allerdings gesagt, daß über 50 Prozent dieser Raketenjäger infolge mangelnder Konstruktionsreife bereits am Boden explodierten.

Ein ähnliches Fiasko erlebte man mit dem Einsatz von Lastenseglern, deren Entwicklung zum großen Teil ebenfalls die DFS übernommen hatte. Sie konstruierte u. a. die DFS-230 und die DFS-331 (siehe Foto).



Der Lastensegler „DFS-331" sollte den faschistischen Krieg gewinnen helfen.

Von dieser Art Kriegsflugzeuge versprachen sich die Faschisten bekanntlich sehr viel. Zu Tausenden und in allen Größenordnungen wurden Lastensegler gebaut, gegen Ende des Krieges vor allem, um Nachschub zu den eingekesselten Heeresverbänden zu bringen. Zu Tausenden kamen in ihnen aber auch Piloten und Luftlandesoldaten um. Ebenso wie die Raketenjäger waren die Lastensegler Kampfmittel, die man in fieberhafter Eile entwickelt hatte und die infolgedessen manche schwerwiegende technische Mängel aufwiesen. In keiner Weise konnten sie entscheidend in das Kriegsgeschehen eingreifen. Das waren einige Beispiele aus der Geschichte der DFS bis 1945.

Was kam danach?

So wie die DFS 1937 in die faschistischen Kriegsvorbereitungen eingeschaltet wurde, so erfolgte die Einbeziehung der bereits 1952 auf westdeutschem Boden wiedererstandenen Forschungsanstalt für Segelflug in die Bonner Aufrüstung. Zunächst wurden allerdings zwei andere Institute gefördert. Das waren die DVL (Deutsche Versuchsanstalt für Luftfahrt) und die WGL (Wissenschaftliche Gesellschaft für Luftfahrt), da diese Anstalten für Forschungsaufgaben militärischer Art in erster Linie in Frage kamen. Die DFS blieb zunächst etwas im Hintergrund. Dennoch hatte sich natürlich an ihrer Rolle, die sie seit 1937 spielt, nichts geändert. Nicht zuletzt deshalb, weil die alten Experten aus der Hitlerzeit wiederum in die leitenden Positionen der gesamten westdeutschen Luftfahrtforschung gelangten.

Und jetzt hat die DFS also nach längerer Zeit wieder einen größeren Forschungsauftrag erhalten. Damit kommen wir zu dem bereits eingangs erwähnten DFS-Projekt „582".

Diese Neukonstruktion wird als „Stratosphären-Segelflugzeug" bezeichnet. Man liest das zunächst ohne Argwohn. Der Verfasser des „Flugwelt"-Artikels hat auch ohne weiteres recht, wenn er schreibt, daß der Segelflug schon auf vielen Gebieten Wegbereiter der Luftfahrt war und auch andere Länder mit dem Bau von Stratosphären-Segelflugzeugen beschäftigt sind.

Eines jedoch ist sehr eigenartig: Die „DFS-582" besitzt ein Strahltriebwerk von 1134 kp Schub. Für diese Tatsache findet man in dem verhältnismäßig ausführlichen Artikel der „Flugwelt" keine Erklärung. Es heißt nur, das Triebwerk sei hauptsächlich für Start- und Steigflug bestimmt. Außerdem erlaube es einen siebenstündigen Reiseflug!

Wozu ist dieser Aufwand bei einem Segelflugzeug nötig? fragt sich hier der Leser. Unsere Meinung dazu ist: Durch die Ausrüstung der „DFS-582" mit einem mittelstarken Strahltriebwerk ist dieses Flugzeug mit anderen Stratosphären-Segelflugzeugen überhaupt nicht zu vergleichen. Die Leistung des vorgesehenen Triebwerks ist im Vergleich zum Gewicht der Maschine sehr hoch (Schubbelastung 2,9 kg/kp), so daß man keinesfalls von einem „Motorsegler" — wie es die „Flugwelt" nennt — sprechen kann. Die „DFS-582" weist einwandfreie Merkmale eines modernen Düsenflugzeuges auf und ist in der Lage, planmäßig in großer Höhe weite Entfernungen zurückzulegen.

Was sind, laut Ausführungen der „Flugwelt", die Aufgaben dieses Flugzeuges? Wir lesen: „Messung radioaktiver Wolken, der Erdein- und -ausstrahlungen,

der Höhenstrahlung; Verwendung als Relaisstation für funktechnische Aufgaben, für Messungen der Funkausbreitung, für Photo- und Filmaufnahmen der Erdoberfläche, der Wolken und des Himmels, für Überhorizont-Messungen von Flugzeugen und Flugkörpern, für Sonderaufgaben des Wetterdienstes, als Träger und Leitstand für Flugkörper und Sonden, zum Studium der Kondensation in der freien Atmosphäre. Schließlich soll der Motorsegler sogar als Träger für Höhensegelflugzeuge ohne eigenen Antrieb verwendet werden."

Also, auch zu Fotoaufnahmen der Erdoberfläche ist die Neukonstruktion der DFS geeignet! Die gleiche Zeitschrift schrieb in Heft 9/1957 (siehe Klischee) zum amerikanischen „Höhenforschungsflugzeug" Lockheed U-2: „Die hauptsächliche Verwendung dieses Flugzeuges, das in seiner Formgebung an ein Segelflugzeug erinnert, soll auf rein wissenschaftlichem Gebiet liegen, doch ist anzunehmen, daß es sich auch für die Photo-Erkundung eignet."

Wie sich die Dinge gleichen! Angesichts dessen wird man natürlich stutzig, auch wenn der Auftraggeber der „DFS-582" — wieder laut „Flugwelt" — das Bundesministerium für Verkehr ist. Es hat schließlich in letzter Zeit genug Beispiele dafür gegeben, wie in der Westzone auch die Wirtschaft in die Atomkriegsvorbereitungen einbezogen wird. Unter diesen Umständen ist die Frage, ob vielleicht dieses Flugzeug die „U-2" des Kriegsministers Strauß werden soll, gar nicht abwegig.

Der eben geäußerte Verdacht erhält neue Nahrung, wenn man die „DFS-582" etwas näher betrachtet.

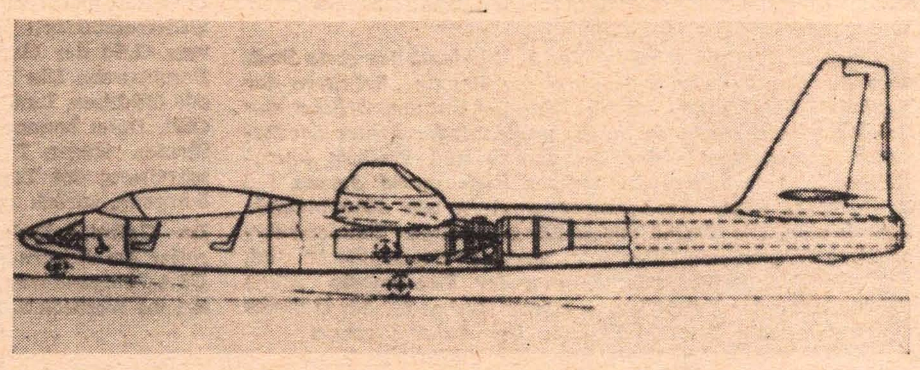
Das in Ganzmetall hergestellte Flugzeug ähnelt in seiner Formgebung und in seinen Abmessungen der „Lockheed U-2" außerordentlich (siehe Fotos).

Die „DFS-582" hat eine Spannweite von 30,0 m („U-2": 29,0 m), eine Länge von 13,6 m („U-2": 14,6 m). Das zentrale Hauptfahrwerk, die Flügelstützräder, die hohe Flügelstreckung und das hochaufragende Seitenleitwerk erinnern ebenfalls stark an die „U-2". Und obwohl die „DFS-582" leichter und leistungsschwächer als die „U-2" ist, sind ihre Gewichte und Leistungen durchaus beachtlich. Das Fluggewicht liegt z. B. bei 3300 kg. Zur Gegenüberstellung sei das nur wenig kleinere französische Stratosphären-Segelflugzeug „Breguet S-10" erwähnt.

Dieses wiegt 785 kg, also nicht einmal ein Viertel des Gewichts der „DFS-582". Durch das hohe Fluggewicht liegt auch die Flächenbelastung entsprechend hoch, nämlich bei 72,3 kg/m². Diesen Wert weist z. B. der bekannte Transporter „An-2" auf — aber kein Segelflugzeug und auch kein Motorsegler!

Ähnlich verhält es sich auch bei den Leistungsdaten. Mit 1250 l Kraftstoff an Bord vermag der „Motorsegler" 2230 km weit zu fliegen.





Es besteht eine verblüffende Ähnlichkeit zwischen dem amerikanischen Spionageflugzeug U-2 (Bild oben) und der westdeutschen „DFS-582" (darunter). Sollte das Zufall sein?

Wir fragen: Für Forschungsaufgaben innerhalb der Bundesrepublik?

Auch die Geschwindigkeit ist erstaunlich. Mit 515 km/h wird die „DFS-582" schneller als manches Flugzeug mit Kolbentriebwerk sein. Schließlich sei auch noch die Dienstgipfelhöhe erwähnt. 18 000 m Höhe, die das Flugzeug bei einem Steigvermögen in Bodennähe von knapp 20 m/s erreichen kann, sind eine Leistung, die nur unbeträchtlich von der „U-2" überboten wird.

Noch manches wäre zur neuen DFS-Konstruktion zu sagen. So ist das Flugzeug auf das modernste ausgerüstet. Funkkompaß, Doppelradar-Flugwegzeiger, Funkhöhenmesser sind nur ein Teil der Instrumentierung. Über die „wissenschaftliche Sonderausrüstung", die bis zu 500 kg betragen kann, ist in dem erwähnten „Flugwelt"-Artikel leider nichts Näheres zu erfahren.

All die genannten Einzelheiten über die „DFS-582" beweisen, daß dieses Flugzeug in seiner Auslegung kein Motorsegler ist. Seine Verwandtschaft zur „Lockheed U-2" kann nicht abgestritten werden. Vergleicht man es weiterhin mit der „Ju-86 P", dem aus der Luftfahrtgeschichte bekannten Spionageflugzeug der Nazis, so ergibt sich, daß das DFS-Flugzeug in bezug auf Höhe und Geschwindigkeit besser ist.

Trotzdem dürften die Herren Strauß, Kammhuber und Gehlen keine reine Freude an ihrer neuen Errungenschaft haben, denn die Zeit der ungestraften Luftspionage über sozialistischem Territorium ist seit Mister Powers' Absturz offensichtlich vorüber.

Höhen-Forschun...
Lockheed U-2 Flugwelt 1957, Heft 9

Das Forschungsflugzeug Lockheed U-2 ist bereits seit einiger Zeit bekannt. Nähere Angaben waren bisher aber nicht zu erfahren, und auch heute sind nur wenige Daten greifbar. Die hauptsächliche Verwendung dieses Flugzeuges, das in seiner Formgebung an ein Segelflugzeug erinnert, soll auf rein wissenschaftlichem Gebiet liegen, doch ist anzunehmen, daß es sich auch für die Photo-Erkundung eignet.

Zwei Soldaten in zwei Armeen (II)

Seit einigen Wochen begegnen wir in den Auslagen unserer Buchhandlungen der Erzählung Walter Flegels „Wenn die Haubitzen schießen". Es ist die erste größere Arbeit eines schreibenden Soldaten aus dem Leben unserer Armee. Walter Flegel gestaltet den Weg einer Geschützbedienung der NVA zu einem Kollektiv der Besten. Eine der Hauptgestalten des Buches ist der Stabsgefreite Dahlke. Er ist ein guter Richtschütze, aber ein „schwieriger Fall". Die Bedienung hat viele Auseinandersetzungen mit ihm. Allmählich überwindet er seine schlechten Charaktereigenschaften und wird ein guter Soldat.

Seit einigen Wochen wird in Westdeutschland das erste Buch über die Bundeswehr angeboten, der Roman „Rekruten der Freiheit". Sein Autor, Joachim Rasmus-Braune, Offizier der Bundeswehr, versucht darin, die westdeutsche Armee der Revanchisten als Hüter der Demokratie und Freiheit hinzustellen. Er verschweigt die wahren Ziele dieser Armee, bei ihm gibt es keine Nazioffiziere, sondern nur edeldenkende Demokraten. Die Enthüllungen der ehemaligen Bundeswehroffiziere Winzer, von Gliga u. a. zerstören das idyllische Bild, das der Braune-Weißwäscher von der Bundeswehr geben möchte. Eine der Hauptfiguren seines Buches ist der Gefreite der Bundeswehr Michael Endriß. Der Autor versucht mit dieser Gestalt die Ablehnung des militaristischen Drills durch viele Angehörige der Bundeswehr in eine Verneinung jeglicher Ordnung umzufälschen. Trotzdem wird an der Entwicklung des Endriß, entgegen der Absicht des Autors, ein Stück Wahrheit über diese Armee und ihren antihumanistischen Charakter erkennbar. Wir stellen den Weg des Stabsgefreiten der NVA Dahlke dem des Gefreiten der Bundeswehr Michael Endriß gegenüber. Die Wege zweier Soldaten in zwei grundverschiedenen Armeen.

(Wir veröffentlichten im vorigen Heft die Geschichte des Stabsgefreiten Dahlke, hiermit folgt die des Gefreiten Endriß.)

Der Miese

„In einer Gemeinschaft ist es immer so: Die Miesen, die Minderwertigen, sind Gott sei Dank immer in der Minderzahl. Da gibt es in einer Gruppe zwei oder drei... Dann gibt es die Unentschiedenen, die alles mitmachen... Und dann gibt es die zwei oder drei wirklich Wertvollen... Wenn aber die Wertvollen selbstbewußt und entschieden zu ihrer eigenen Art stehen, werden sie bald die Unentschiedenen zu sich herüberziehen. Dann setzen sie die Werte für die Gruppe, und die Miesen sind blamiert und bleiben unter sich. Wenn sie isoliert sind, kann man sie immer unter Kontrolle halten."

Erziehungsprinzip des Hauptmanns der Bundeswehr Wasmuth (Seite 76).

Die Biographie des Gefreiten der Bundeswehr Michael Endriß, genannt Mike.

„Dann sprach er. Zuerst von seiner Kindheit, von dem Vater, von der molligen, ewig schmollenden Mutter, von seiner Verachtung für sie. Dann der Krieg, der Tod des Vaters, die ehrgeizige und bigotte Erziehung durch die Mutter. Von seiner fortgesetzten Verachtung für sie, weil ihre Erziehung nicht übereinstimmte mit dem, was sie selbst tat. Von der recht frühen Erkenntnis, daß die Menschen offenbar nicht leben konnten, ohne zu lügen. Von seinem Entschluß: Wenn es schon darauf ankäme, raffinierter zu lügen, es dann besser zu können als alle anderen. Später der offene Bruch mit der Mutter, indem er ihr ihren Lebenswandel vorhielt. Von da an dauernde Erpressung. Fort von der Schule, Geld verdienen. Das Geld vertan, mit einer Straßenbande in Hamburg, in der es darauf ankam, sich durch Verachtung und Zynismus hervorzutun. Im Betrieb fristlos entlassen wegen Widersetzlichkeit. Arbeitslos, bis Mittag im Bett gelegen, vom Geld der Mutter gelebt... die freiwillige Meldung zur Bundeswehr. Die Verpflichtung auf vier Jahre, die er bereute. Die Mädchen, Landpomeranzen und Stadtflittchen. Schließlich Cilli. Dann kommandiert nach Bayern, dort das gleiche. Die Strafen wegen Nichtausführung von Befehlen und Überschreitung des Zapfenstreiches. Ablösung vom Unterführerlehrgang, zurück zum Bataillon." (Seite 253)

Der Gefreite Endriß wartet auf seinem knatternden Motorroller am Kasernentor auf das Ende der Flaggenparade. Ein USA-Feldgendarm schlägt ihm die Mütze vom Kopf und wirft ihn ins Wachlokal. Die US-Army weiß, was sich gehört.

In der Soldatenkneipe „Kimme und Korn" bekommt Mike Streit mit einigen Rekruten wegen dieses Vorfalls.

„Seine (Mikes) Schultern waren vorgestreckt, die Hände in den Taschen. ‚Dich muß ich mir mal genauer ansehen', sagte er lauernd. ‚Jungchen, ich sehe da in deinem Milchgesicht ein paar weiche Stellen, wo grüne und blaue Flecken hineinpassen.' Heberer stand auf und stellte sich vor Girnath.

‚Vertragt euch', sagte er drohend, aber nicht ganz sicher. Ohne ihn anzusehen, schob ihn der Gefreite mit einer Armbewegung beiseite und trat noch dichter an Girnath heran, der ebenfalls aufgestanden war. ‚Du naseweiser Drecksack', sagte er leise und gab seiner Stimme einen gefährlichen Klang, ‚wenn du noch einen Ton gegen mich sagst, haue ich dir ein paar Zähne aus der Fresse!'

‚Gib nicht so an, linker Heini', antwortete Girnath von oben herab und drehte sich um.

Der Gefreite holte aus und schlug in die Ellenbeuge von Heberer, der sich rechtzeitig wieder dazwischengeschoben hatte." (Seiten 22/23)

Mike hat keinen Nachturlaub. Als er den Zaun der Kaserne übersteigt, wird er festgenommen und kneift wieder aus.

„Der Mann war vor Schreck völlig starr. Bröhl schüttelte ihn ein wenig. ‚Welche Kompanie?' herrschte er ihn an, ließ ihm aber keine Zeit zu einer Antwort. Das würde der Wachhabende feststellen ‚Los, mitkommen!' Er schob ihn vor sich her in Richtung Hauptwache. Der Mann schien vor Angst zu schlottern und ließ sich widerstandslos vorwärtsstoßen. Wahrscheinlich hatte er aufgegeben. Bröhl ließ ihn los, es

wurde ihm zu anstrengend, ging aber dicht hinter ihm. ‚Vorwärts', ermunterte er ihn, ‚und keine Dummheiten!' Hinter dem letzten Akazienstrauch tauchte das niedrige, nur schwach erleuchtete Gebäude der Wache auf ... Der Wachhabende und einige Posten saßen im Wachlokal und lasen irgendwelche Schmöker. Der erwischte Soldat schien sich darauf zu besinnen, was er einem Offizier schuldig war. Er öffnete ihm die Tür der Wachstube und ließ ihn vorangehen. Dabei schrie er hinein: ‚Achtung!' Der Wachhabende und sein Posten fuhren hoch und nahmen Haltung an. Verdutzt stotterte der Wachhabende seine Meldung: ‚Wachhabender Unteroffizier Samhaber, auf Wache und Posten keine besonderen Vorkommnisse!' Noch während er sprach, knallte die Tür des Wachlokals wieder zu, und der Hauptmann Bröhl sah sich mit den beiden Soldaten der Wache allein, ohne seinen Häftling ... Der Wachhabende beschloß, den merkwürdigen Vorfall zu vergessen. Soviel wußte er nach zweieinhalb Dienstjahren, daß Verschwiegenheit nicht nur eine soldatische Tugend, sondern immer das Sicherste war. Außerdem hatte es ihm sein Vater mit auf den Weg gegeben, und der war immerhin Spieß in der Division ‚Großdeutschland' gewesen." (Seiten 45/46)

Michael Endriß wird der Kompanie des Hauptmanns Wasmuth zugeteilt und durch diesen belehrt.

„Es war immer dasselbe: die dumme Milchmädchenrechnung, daß nur der es zu etwas bringe, der etwas leiste und der sich einordne. Mike hatte ganz gegenteilige Erfahrungen gemacht, nämlich, daß es nur der zu etwas bringt, der gute Beziehungen hat, raffinierter als alle anderen ist und es der Mühe für wert hält, auf die richtigen Leute einen guten Eindruck zu machen. Über die beiden Strafen, die in Mikes Akte standen, war der Hauptmann taktvoll hinweggegangen. Er hatte nur eine Andeutung gemacht, er hielte nichts von dauernden Bestrafungen (das sagten sie übrigens alle), und man möchte nach Möglichkeit vermeiden, ihn dazu zu zwingen. Bei solchen Gelegenheiten sei er, der Hauptmann, allerdings gewohnt, hart zuzugreifen, denn er sei bestrebt, seine Kompanie sauberzuhalten. Was wußte so ein Hauptmann davon, was einen Menschen wie Mike dazu bringen konnte, bestraft zu werden! Als ob es für einen intelligenten Menschen eine Freude wäre, sich von irgendwelchen blöden Feldwebeln, die ihre Lebensversorgung bei der Bundeswehr hatten, herumkommandieren zu lassen! — Kommen Sie mal her! — Heben Sie mal das Papier auf! — Warum sind Sie nicht pünktlich zum Unterricht? — Hauen Sie ab, Mann!" (Seite 82)



Zeichnungen: Paul Klimpke

Mike betrachtet interessiert das Mädchen Madleen, die Tochter des Arztes, beim Tennisspiel mit einem Leutnant.

„Plötzlich brach Ries das Spiel ab, trat näher an das Netz heran und rief zu dem ungebetenen Zuschauer hinüber: ‚Nun gehen Sie mal weiter, haben Sie denn nichts zu tun? ... ‚Ich kann hier stehen, solange ich will', rief er zurück. ‚Und haben Sie nichts zu tun?' Mit einem gekonnten Sprung nahm der Leutnant das Netz und kam an den Zaun. Er war rot im Gesicht, ob von der Anstrengung des Spiels oder vor Ärger, war nicht zu erkennen. ‚Was ich zu tun habe, geht Sie einen Dreck an', sagte er scharf. ‚Ich bin Leutnant Ries.' ... Madleen Hergesant suchte ihre Bälle zusammen und klemmte den Schläger unter den Arm. ‚Dürfen wirklich nur Offiziere diesen Platz benutzen?' fragte sie. ‚Ach was!' ärgerte Ries sich weiter. ‚Jeder kann spielen, wenn er den kleinen Beitrag zur Platzunterhaltung bezahlt. Aber ich habe noch nicht gehört, daß einer von den Mannschaften dafür Geld übrig gehabt hätte."

Madleen spielt am offenen Fenster Schumann. Mike hält es für Cool Jazz. Er macht ihre Bekanntschaft. Im Gespräch mit Madleen stellt er fest, daß er unzufrieden ist:

„... meinen Sie, das könnte man ganz allein im Kämmerlein herauskriegen, was mit einem los ist? Wenn man niemanden hat, mit dem man reden kann? Es hört einem doch niemand zu.' Madleen wies mit der Hand in die Richtung, wo hinter dem Geisterbusch die Kaserne verborgen lag. ‚Sie sind doch Soldat. Sie haben Kameraden und Vorgesetzte, mit denen Sie reden können.' Resigniert winkte Mike ab. ‚Kameraden? — Die sind meistens geduldige Schäfchen, die mit allem einverstanden sind. Und Vorgesetzte? — Die sind nur daran interessiert, daß der Dienst reibungslos läuft, daß niemand auffällt und daß sie selbst nicht auffallen. ... Sie glauben doch nicht, daß ein Gefreiter mit einem Hauptmann über etwas reden könnte, was nur den Gefreiten interessiert'

‚Das verstehe ich nicht', sagte Madleen ohne großes Interesse. ‚Ich denke, das ist der Sinn der Sache?' — ‚Der Sinn der Sache', antwortete Mike böse, ‚ist für unsere Offiziere, eine schlagkräftige Armee aufzubauen, wie sie es nennen. Soldat sein heißt eine Nummer mit einem Dienstgrad sein. Und eine Nummer hat sich einzuordnen und keine persönlichen Probleme zu haben.' ... Mike sah sie dankbar an. ‚Danke schön, daß Sie mit mir reden ... Es gibt nämlich für unsereinen nicht viele, mit denen man reden kann.'" (Seiten 208, 209, 210)

Mike hat den Ausgang überschritten und versucht unter dem Zaun hindurch in die Kaserne zu kommen. Er wird dabei von der Wache festgenommen:

„‚Nehmen Sie gefälligst die Knochen zusammen, wenn Sie vor einem Offizier stehen!' schrie Zumbusch und trat dicht und drohend an den Ertappten heran. Nun erkannte er ihn. ‚Sie sind doch von der Zweiten Kompanie, nicht?' — Insgeheim freute er sich, daß er dem untadeligen Wasmuth eins auswischen konnte. ‚Wie heißen Sie?' Vor lauter Dienstlichkeit sprach er hochdeutsch. ‚Gefreiter Endriß', antwortete Mike dumpf. ‚Gefreiter Endriß, Sie sind vorläufig festgenommen, kommen Sie mit! — Unteroffizier, Sie machen so-



DAS GESICHT DES WAFFENBRUDERS

Wir wissen nicht, wie der koreanische Genosse heißt, dessen Gesicht uns die nebenstehende Zeichnung zeigt. Wir wissen von ihm nur, daß er ein Angehöriger der Koreanischen Volksarmee ist; ein Angehöriger jener Armee, die gemeinsam mit den chinesischen Volksfreiwilligen der kapitalistischen Welt zum erstenmal bewies, daß auch die bis dahin so unbesiegbar erscheinende amerikanische Militärmacht wie jede andere imperialistische Armee geschlagen wird, wenn sie einen sozialistischen Staat angreift. Man sieht es dem koreanischen Genossen an, daß er stolz darauf ist, dieser Armee anzugehören. Seine Augen blicken klar und offen, und man kann in ihnen lesen: „Genosse, ich stehe neben dir; wehe dem, der es wagt, gegen eines unserer sozialistischen Länder die Hand zu erheben!"

(Zeichnung aus „Die Volksarmee", Phoengjang)

Herzlichen Glückwunsch unseren koreanischen Waffenbrüdern zum Tag der Koreanischen Volksarmee am 8. Februar

---

Zwei Soldaten in zwei Armeen (II)

fort von der Waffe Gebrauch, wenn der Mann einen Fluchtversuch unternimmt. Auf geht's zur Wache ...'

Mike trottete stumpfsinnig vor dem Unteroffizier her, der völlig überflüssigerweise die Mündung seines Gewehrs dicht an den Rücken des Festgenommenen hielt. Den Abschluß bildete der Leutnant, zufrieden mit dem Ergebnis dieser anstrengenden Nacht." (Seiten 384, 385)

Mike wird von seinem Kompaniechef mit einundzwanzig Tagen Ausgangsbeschränkung und dem Verbot des Betretens der Kantine und der Gemeinschaftsräume bestraft.

Endriß erfährt, daß Madleen von ihm ein Kind erwartet. Er begeht Fahnenflucht. Sein Zugführer kommt zu der Feststellung, daß Mike ein Asozialer sei.

„Eine schöne Schweinerei! Ich hätte dem Endriß allerhand zugetraut, aber das nicht!' ‚Ich schon, Herr Hauptmann', antwortete Ries. ‚Dieser Endriß ist ein Mann, der sich niemals einordnen kann. Ich glaube, er gehört zu jener wahrscheinlich unglücklichen Kategorie von Menschen, die jede Art von Ordnung ablehnen, weil sie meinen, sie könnten in der Ordnung ihre Persönlichkeit nicht entfalten. Mit einem Wort: ein Asozialer. Aber ein intelligenter Asozialer, was ziemlich selten ist. Vielleicht sogar ein geborener Anarchist' ... Das wird auch dadurch bestätigt, daß er in der Kompanie außerdienstlich völlig beziehungslos gewesen ist." (Seite 405)

Mike überlegt, ob es zweckmäßiger sei, nach Algerien zu gehen oder sich zu stellen:

„Mike fing verschiedene Gedankenreihen an, verstrickte sich aber bald in unlogischen und unrealistischen Spekulationen. Als er bei der Fremdenlegion angelangt war, gab er es auf. ... Es konnte auch sein, daß er sich freiwillig stellen würde, damit sie ihn endlich schwer bestraften und fristlos aus der Bundeswehr entließen. Mike hatte mehrmals gehört, daß es Fahnenflüchtigen so ergangen war." (Seiten 414, 415)

Mike rettet seine Freundin und den Leutnant aus einem brennenden Haus und erleidet dabei tödliche Verbrennungen. Mike stirbt.

(Da sieht man doch, was aus denen wird, die keine strammen Bundeswehrsoldaten werden wollen, wenn es nach dem Rasmus-Braune ginge.)

Bei einer Offiziersversammlung, es werden Beförderungen ausgesprochen, trifft die Nachricht von Mikes Tod ein:

„Niemand sagte etwas, keiner regte sich. Für lange Sekunden trat eine tiefe Stille ein ...

Die beiden Fähnriche sahen mit gleichermaßen ausdruckslosen Mienen geradeaus, als hätte jemand ‚Stillgestanden!' kommandiert." (Seite 432)

(Hauptmann Wasmuth: „Ich hoffe auf die künftige Leutnantsgeneration.")

Der Hauptmann richtet einen Appell an das angetretene Bataillon und teilt mit, daß Armeen unzulängliche Versuche menschlicher Ordnungen seien, die wiederum Versuche seien, höhere, göttliche Ordnungen auf Erden nachzubilden.

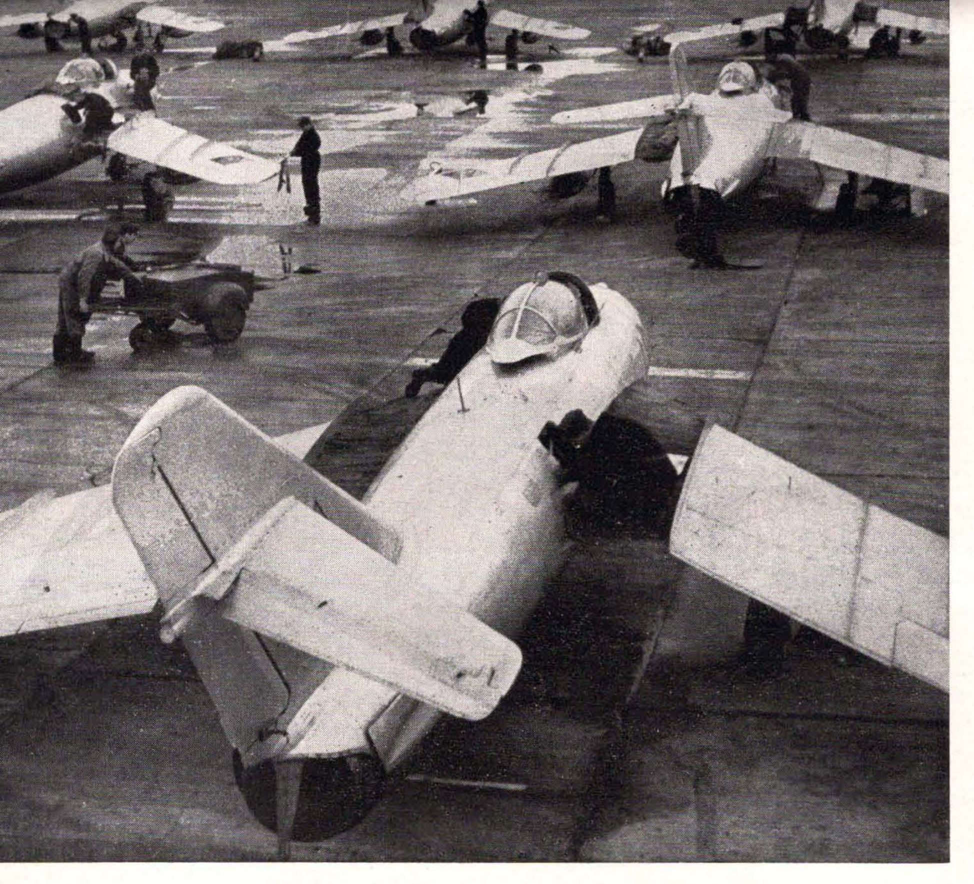
Die Trauerfeier dauerte achtzehneinhalb Minuten.

Der Autor begeht eine bösartige Fälschung, wenn er die Angehörigen der Bundeswehr, die den Drill in der Armee der Revanchisten satt haben, als asozial diffamiert. Zugleich verschweigt er die echte Alternative für diese Kräfte, den Weg in die Deutsche Demokratische Republik.

Die Alternative wählten von Januar bis September 1960 12 000 Soldaten und Unteroffiziere der Bundeswehr.



Was kann der Pilot eines Jagdflugzeugs nachts sehen? Wie findet er sein Ziel? Was ist ein Abfangjäger? Diese und andere Fragen bewegten unseren Bildreporter Ernst Gebauer, als er den Flugplatz einer Jagdfliegereinheit besuchte.



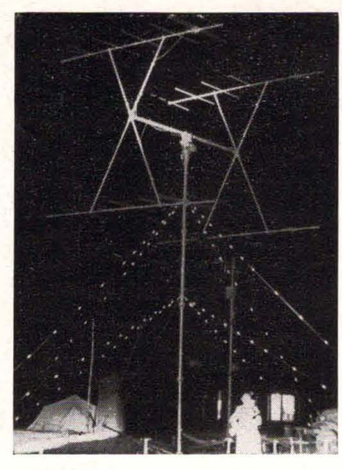
Man kann sie mit den Bienen vergleichen, die Techniker, so fleißig und emsig arbeiten sie. Am Tage, schon Stunden vor dem Flugdienst, bereiten sie die Maschinen zum Start vor und sind nachts auch mit von der Partie. Ein Flugdienst ohne sie – undenkbar.

Ziel nähert sich im Planquadrat x-y

Den Start hörte ich nur, gesehen habe ich nichts. Eingehüllt in tiefe Dunkelheit liegt der weite Flugplatz vor mir. Nur die Markierungslampen spiegeln sich auf den vom Regen nassen Rollbahnen. Ich stehe neben einer eben vom Flug zurückgekehrten Mig. Das Dach der Kabine wird zurückgeschoben. Ein Kopf mit Atemmaske kommt zum Vorschein. Unterstützt vom Techniker klettert der Pilot aus dem Flugzeug, übergibt ihm die Maschine und geht zum Aufenthaltsraum der Piloten. Ich folge ihm, denn hier draußen ist ja doch nicht viel zu sehen. Nachts sind eben alle Katzen grau. In dem matt erleuchteten Raum, den ich betrete, treffe ich noch andere Piloten. Auf meine Fragen bekomme ich bereitwillig von allen Seiten Auskunft. Man erklärt mir folgendes: Die moderne Luftraumüberwachung geschieht mittels Radarstationen (sprich Funkmeß). Hat eine dieser Stationen nachts ein gegnerisches Ziel aufgefaßt, meldet sie dies an die Zentrale. Von dort wird die in der Nähe befindliche Jagdfliegereinheit alarmiert. Noch während der Gefechtsstand die Anfangskoordinaten des Zieles empfängt, starten die ersten Maschinen. Bereits kurz nach dem Start werden sie von einer in der Nähe des Flugplatzes stationierten Funkmeßstation aufgefaßt. Ständig übermittelt die Station in Minutenabständen über eine direkte Leitung dem Gefechtsstand die Koordinaten der Jagdflugzeuge nach Grad, Entfernung und Höhe. An das Mikrophon des Funkorters vor dem Rundsichtgerät der Station sind die Kopfhörer des ersten Auswerters des Gefechtsstandes gekoppelt. Der zweite Auswerter hört die Koordinaten des gegnerischen Zieles. Beide Auswerter übertragen die Koordinaten auf die Karte des Steuermannes, eines Offiziers, der durch Funk mit den Piloten verbunden ist. Er errechnet für die eigenen Flugzeuge den Kurs nach den durch die Auswerter eingetragenen Koordinaten und führt sie durch Kursanweisungen an das Ziel heran, denn außer den beleuchteten Bordinstrumenten kann der Pilot tatsächlich nachts nichts sehen. Ist ein entsprechender Abstand zum Ziel erreicht, übernimmt der Steuermannleitoffizier den Jäger. Auf seinem Rundsichtgerät sieht er zugleich dessen Impulse und die des Ziels. Er führt den Jäger über Funk in Schußnähe. Jetzt schaltet der Pilot sein Funkmeßgerät ein. Auch auf seinem Bildschirm ist nun das Ziel sichtbar. Er fliegt jetzt so, daß sich der Impuls immer mehr einem auf dem Schirm markierten Quadrat nähert. Ist das Ziel in diesem Quadrat, schaltet sich eine fadenkreuzartige Zielimitation ein. Sie zeigt dem Piloten, daß sich das Ziel in der Visierlinie und in Reichweite seiner Kanonen befindet. Diese Übung nennt man ein Ziel abfangen. Jagdflugzeuge, die sich dafür eignen, sind Abfangjäger. Also sind eben nachts doch nicht alle Katzen grau, wie der Volksmund sagt. Sollte man ihn korrigieren? Ich glaube, es genügt die Gewißheit, daß die „Katzen" zu finden sind, die sich in der Annahme, nicht gesehen zu werden, in den Luftraum unserer Republik einschleichen.



Der Flugleiter regelt den Flugverkehr in der Flugplatzzone und bei Start und Landung. Nachts ist es für ihn besonders schwierig, weil auch er nichts sieht, sondern mit den Piloten nur über Funk verbunden ist.



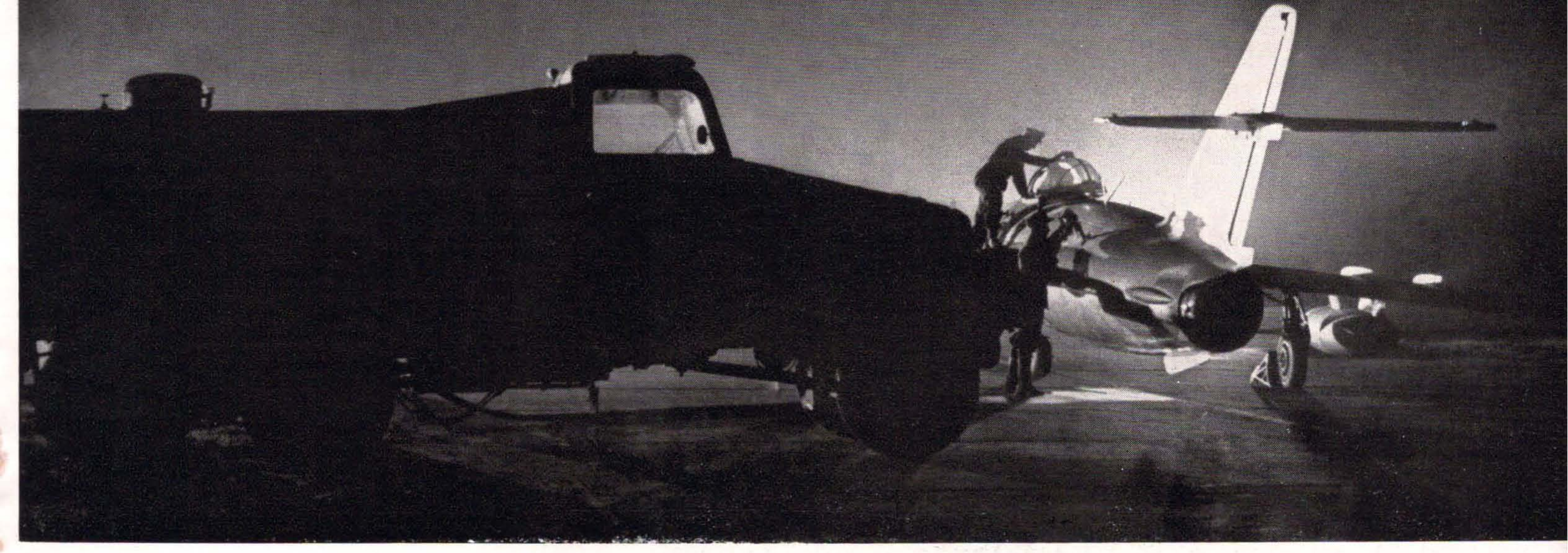
Die Funkmeßstation, mit der die Jagdfliegereinheit arbeitet. In einem Wäldchen, unweit des Flugplatzes, dreht sich ihre Antenne, sendet elektromagnetische Wellen und fängt die vom Jäger reflektierten wieder auf.



Am Leittisch sind Auswerter und Steuermann mit den Zahlen und Buchstaben der Koordinaten beschäftigt. Ein Verrechnen bedeutet Kursabweichung und kann den erfolgreichen Einsatz des Flugzeugs in Frage stellen.



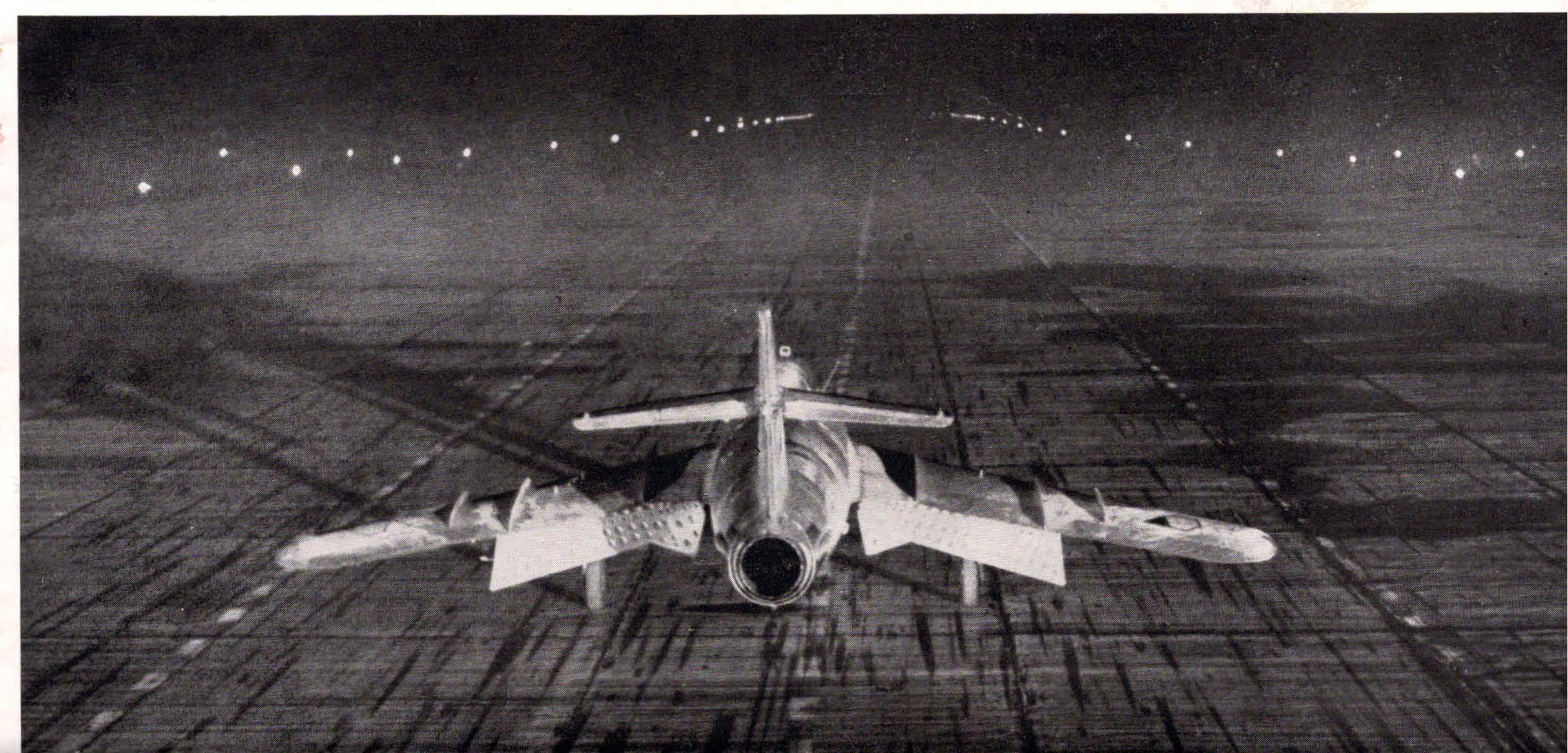
Die letzten entscheidenden Korrekturen für den Kurs des Jägers gibt der Steuermannleitoffizier. Das geschieht mit einer solchen Präzision, die den Bildschirm seines Gerätes zu einem modernen Feldherrnhügel macht.



Das gleiche wie für die Techniker gilt für das fliegertechnische Bataillon. Ohne Tankwagen, Scheinwerfer, Funkfeuer könnte kein Flugzeug starten.



Immer lustig und zu einem Spaß aufgelegt sind die Piloten. An ihnen ist keine Spur von „harten Männern" zu finden; es sind frische Jungens, die bescheiden von ihrer Arbeit sprechen (oben). – Eben hat das Fahrwerk des Jagdflugzeuges auf die Betonpiste der Start- und Landebahn aufgesetzt. Die Aufgabe der Übung ist erfüllt. Noch rollt diese Maschine zur Abstellinie, aber schon wartet am Start der nächste Jäger auf die Starterlaubnis (unten).





Fotos: Ernst Gebauer

UNTERNEHMEN FASCHING

Aufgeklärt!

Unternehmen Fasching
Aufgeklärt!
Man wird ja wohl
mal lachen dürfen
und Alkohol
aus Tassen schlürfen ...
(Es darf auch
Limonade sein,
doch kriegt man die
viel schwerer rein ...)
Ganz einerlei, –
wie dem auch sei:
„Soldaten, – herhör'n!
's ist so weit ...
ab 20 Uhr
ist Faschingszeit!"

Zunächst (das hat sich
stets bewährt)
wird einmal gründlich
aufgeklärt ...
mit Kriechen, Robben,
Gleiten und
vom Faß den Spund
(im Vordergrund)
als Zielpunkt stets
im Auge lassen,
wenn auch der Feind
(es sei gewarnt!)
den Spund
(mit Grund!)
sehr gut getarnt.

Zurück und Meldung,
um beim Zechen
erst mal 'ne Lage
zu besprechen ...
Dann – (Achtung,
Haltung, Vordermann ...)
dann, liebe Freunde,
geht es ran!

Durch Morsen
(auch in Form von Herzen
und andern schönen
Faschingsscherzen)
zeigt der Soldat
zu jeder Zeit:
Er ist
verständigungsbereit.
(Hier darf man auch
das Spruchabsetzen
mal ausnahmsweise
unter – Schätzen!)

Jetzt das Signal
(ein leiser Pfiff)
zum zielbewußten
Nachtangriff,
wobei man da
auch dann und wann
mal in die Saiten
greifen kann.

Im Nahkampf geht's
dem netten Weibe
mit bunten Schlangen
dann zuleibe ...

Man schreitet zur
Gefangennahme
der abgekämpften
Faschingsdame,
die (da sie ihre
Feinde liebt!)
sich gern damit
zufriedengibt.

Jetzt kommt es im
Arrest-Lokal
zum regelrechten
Festskandal,
denn was wir durch
das Gitter sehn
ist ausgesproch'nes
Wachvergehn!

Die Faschingsuhr
schlägt nun 12 Glasen ...
es wird
zum Zapfenstreich geblasen ...
und (Freunde –
sagt das bloß nicht laut!)
wenn der da
über'n Zapfen haut,
dann hätte ich
– nehmt es zur Kenntnis –
(als Zivilist!)
dafür Verständnis ...
doch er
(und ich bewunder ihn!)
hält als Soldat
auf Disziplin.

So, Freunde ... Schluß ...
das Fest ist aus ...
und freundlich grüßt
im Schilderhaus
(auch dieses kommt
zuweilen vor)
die beste Braut ... (Wer?)
... der Humor!

–ika–



Präsentiert den Humor

WUSSTEN SIE SCHON ...

... daß Fechten neben Ringen und Boxen eine der ältesten Zweikampfarten ist, deren Geschichte sich bis ins dritte Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung zurückverfolgen läßt?

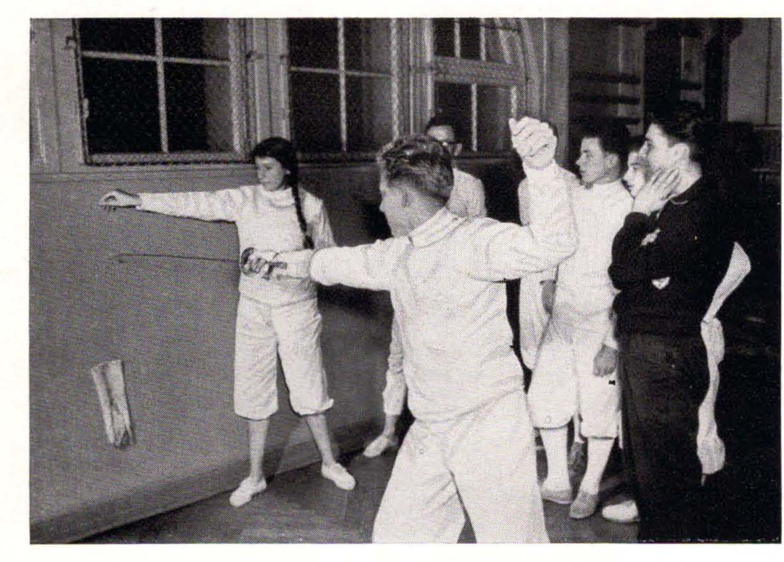
... daß Florett und Degen ausgesprochene Stoßwaffen sind, während der Säbel sowohl eine Hieb- wie eine Stoßwaffe ist?

... daß die Kampfzeit bei allen Sportwaffen sechs Minuten beträgt und ein Gefecht nur vorzeitig beendet wird, wenn ein Fechter vor Ablauf der sechs Minuten schon fünf Treffer ausgeteilt hat?

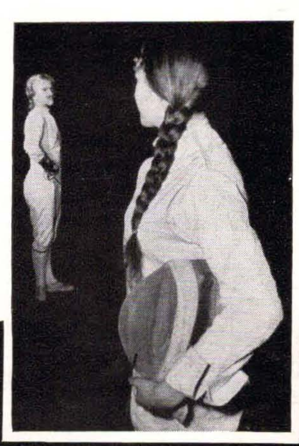
... daß nur beim Degenfechten Treffer am ganzen Körper angebracht werden dürfen, während ansonsten die Trefffläche begrenzt ist?

... daß beim Florettfechten mit elektrischer Trefferanzeige über der Fechtjacke eine metallisierte Weste getragen wird, die die gültige Trefffläche vollständig bedeckt?

... daß vor wenigen Wochen beim ASK Vorwärts Berlin eine Sportmannschaft Fechten gebildet worden ist, die in diesen Tagen ihre ersten Wettkämpfe austrägt?



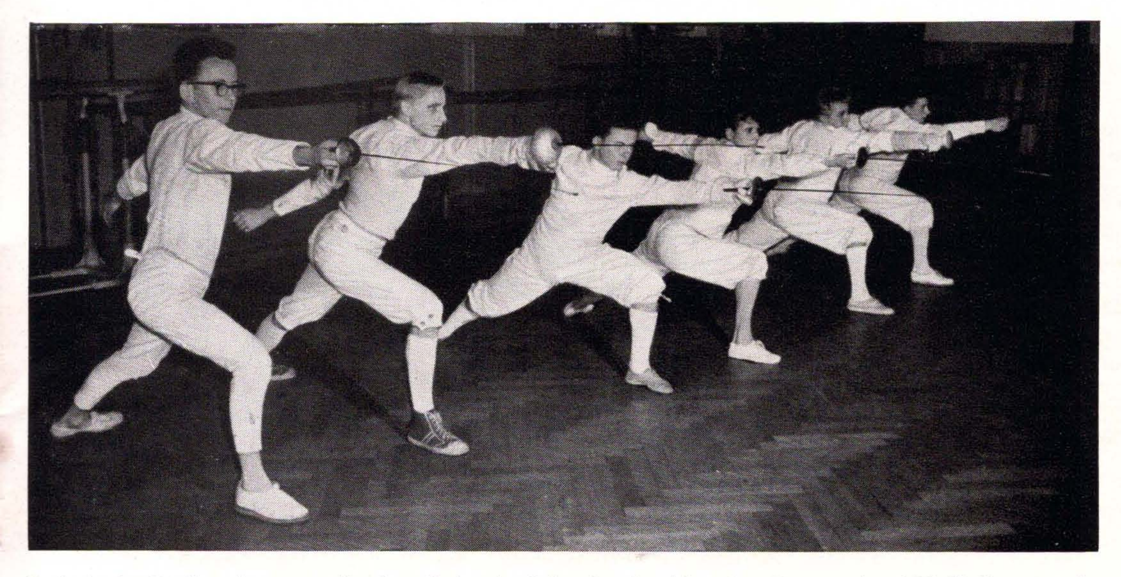
Nur ein Zentimeter Zwischenraum ist zwischen der Florettspitze und dem Fechthandschuh, den Renate an die Wand hält. Auf den Ruf: „Los!", läßt sie den Handschuh fallen. Und keiner hat ihn jemals getroffen!



◀ **Nach einem international festgelegten Zeremoniell** wird vor Beginn jedes Kampfes der traditionelle Fechtergruß ausgeführt. Dreimal senkt sich die Spitze des Floretts – zum Gruß der Gegnerin, der Kampfrichter und des Publikums. Auf unserem Bild Renate Becker (Vordergrund) und Roswitha Fiedler, beide von der ASG Vorwärts Halle.

FOTOS: ERNST GEBAUER · TEXT: KARL HEINZ FREITAG

▼ **Temperamentvoll, mit gebündelter Konzentration,** wird hier das Säbelgefecht geführt. Es ist ein Angriff mit Anmut – wie das Fechten überhaupt eine ästhetisch schöne und elegante Sportart ist. Sicher wehrt hier Genosse Wagner (rechts im Bild) den Angriff des Gefreiten Schenkel auf seinen Unterarm mit einer Terzparade ab.



Explosiv, kraftvoll und raumgreifend muß der Ausfall sein, den hier eine Gruppe der ASG Halle zeigt. Es wird geübt, immer und immer wieder. Scharf wird der linke Arm zurückgeworfen, aber die Streckmuskeln des rechten Beines müssen den vorgeworfenen Körper federnd in die Fechtstellung zurückholen können.

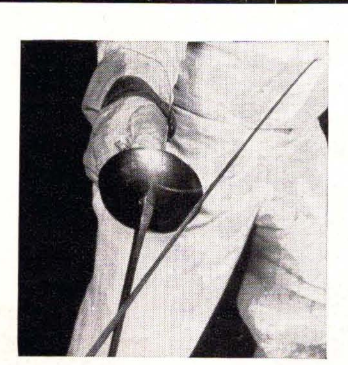


Fechtehepaar Karge – SIE als Übungsleiterin bei der ASG Halle, ER als Trainerassistent beim ASK Vorwärts.

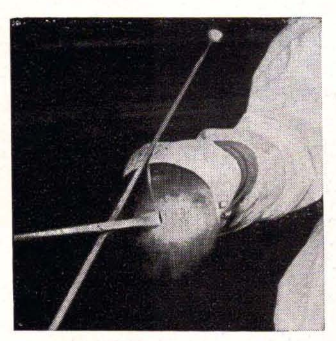
Etes vous prait?



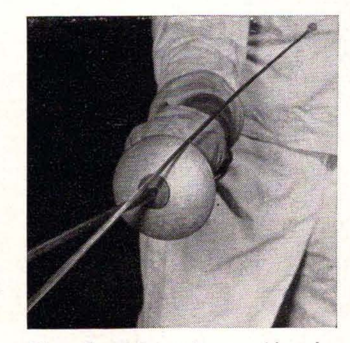
Fechten ist die Kunst, zu treffen, ohne getroffen zu werden. Manche Leute meinen allerdings auch, es sei die Sportart, bei der man Latein und Französisch verstehen muß, ohne es zu können. Jedoch ist das ein Trugschluß. Die beim Fechten üblichen Begriffe lernt man gewiß leichter als die Abseitsregeln beim Fußball. Denn letztere haben selbst viele von denen noch nicht kapiert, die nun schon Jahr für Jahr allsonntäglich unsere Fußballplätze bevölkern. Die fremdländischen Bezeichnungen sind es also nicht, die den Umgang mit Florett, Degen und Säbel so schwierig machen. Es ist mehr der eingangs zitierte Leitsatz. Und ihn von der Theorie in die Praxis umzusetzen, ist schon ein beachtliches Kunststück. Ausdauer braucht man dazu, sehr viel Ausdauer. Und Training, ein intensives, langwieriges Training. Und den festen Willen, durchzuhalten, nicht schlapp zu machen, nicht auf halber Distanz aufzugeben. In kaum einer anderen Sportart ist solch eine Engelsgeduld notwendig wie hier. Immer wieder, bis zur völligen Automatisierung, werden in der Grundschule Fechtstellung und Beinbewegungen geübt, Stoß- und Hiebtechnik, Waffenführung, Angriffe und Abwehrparaden. Mancher Schweißtropfen benetzt in diesen Wochen und Monaten den schneeweißen Fechtanzug. Erst wer diese Grundschule hinter sich gebracht hat, darf überhaupt Wettkämpfe bestreiten. Der große Augenblick ist gekommen, wenn der Kampfrichter seine berühmte Frage stellt: „Etes vous prait?" – „Sind Sie bereit?", und der junge Fechteleve zum erstenmal sein zustimmendes „Qui!" flötet.



Die Primparade – Abwehr eines Angriffs in untere äußere Trefffläche. Die Klingenspitze zeigt in Hüfte des Gegners.



Die Sekondparade – nochmals Abwehr eines Stoßes in untere äußere Trefffläche. Klingenspitze auf Hüfte gerichtet.



Die Quartparade – Abwehr eines Stoßes in obere äußere Trefffläche. Klingenspitze zeigt in Schulterhöhe des Gegners.



SELBST eingeladen bei:



Peter Kolbe

Ich weiß nicht, ob Sie begeisterter Fußballzuschauer sind und Sonntag für Sonntag am Rande des Spielfeldes stehen, um Ihrer Mannschaft begeistert Beifall zu spenden. Vielleicht gehören Sie auch zu denjenigen, die, von Kopf bis Fuß warm eingepackt, lieber im heimischen Eisstadion dem blitzschnellen Spiel mit dem Puck zusehen. Sollten Sie zur zweiten Kategorie zählen und mit Vorliebe gutklassige Oberligatreffen besuchen, so haben Sie vielleicht schon einmal den Herrn bemerkt, der wild gestikulierend die Verteidigung anschreit, wenn sie einen Fehler macht. Er kennt alle Spieler mit Ruf- und Spitznamen. Außerdem belegt er jeden, der es wagt, nicht so zu spielen, wie unser Zuschauer es gerne möchte, mit Ausdrücken, deren schriftliche Wiedergabe kaum möglich ist. Gibt es ein Tor auf der Gegenseite, wirft er den Hut in die Höhe, wird der eigene Tormann überwunden, greift er sich stöhnend an den Kopf.

Wie — davon kennen Sie mindestens ein Dutzend?

Ach so! — Nein, ich meine einen ganz bestimmten. Vielleicht geben Sie beim nächsten Länderspiel unserer Nationalmannschaft oder bei einem der nächsten Spiele des ASK Vorwärts Crimmitschau einmal besonders gut acht. Wenn dieser Lokalpatriot sofort nach dem Spiel in Richtung Kabinen losstürzt, so folgen Sie ihm unauffällig. Erleben Sie dann, daß der Torwart des ASK oder der Nationalmannschaft mit diesem Herrn kräftig schimpft und ihm vorwirft, er sei immer aufs neue unbeherrscht und solle das nächste Mal zu Hause bleiben — dann ist er der Richtige, dann haben Sie Herrn Kolbe aus Crimmitschau erlebt.

Weshalb ich Ihnen das alles erzähle? Weil jener Herr einen Sohn hat, der ohne die Begeisterungsfähigkeit, die Liebe zum Eishockey und das Temperament seines Vaters — offensichtlich hat er gerade diese Eigenschaften in vollem Umfange geerbt — niemals das hätte werden können, was er ist: Einer der besten Torsteher im deutschen Eishockeysport.

Nun wissen Sie als alter Eishockeyspezialist natürlich genau Bescheid. Dieser Sohn heißt Peter, wurde am 12. Juni 1939 im heutigen Wroclaw geboren und begann seine ersten Gehversuche auf den schmalen Stahlkufen in Frankenhausen bei Crimmitschau.

Sie möchten auch Peter näher kennenlernen?

Aber bitte sehr.

Lieben Sie heiße Tanzmusik? Wenn ja, sind Sie sicher noch jung und temperamentvoll, zumindest aber das Letztere. Wenn Sie schon ruhiger und abgeklärter sind, schwärmen Sie sicher mehr für Tango und langsamen Walzer. Wie dem auch sei — sollten Sie einmal Gelegenheit haben, eine Eintrittskarte zu einer Veranstaltung zu ergattern, bei der getanzt wird und auch unsere Nationalmannschaft oder die Crew des ASK Vorwärts Crimmitschau zugegen ist, so gehen Sie auf alle Fälle hin, Sie werden es auf keinen Fall bereuen. Mit Sicherheit werden Sie folgendes erleben:

Sobald die Musik mit flotten Rhythmen einsetzt, kann unser Peter nicht mehr ruhig sitzen. Es juckt ihm in den Fingern. Gewiß, Peter tanzt auch gerne, aber noch lieber läßt er sich von seinen Mannschaftskameraden dazu bewegen, selbst hinter den Instrumenten des Schlagzeugers Platz zu nehmen und einen tollen Wirbel loszulassen. So war es auch zu einem der letzten Junioren-Länderspiele in Warschau, wo er zusammen mit dem „verhinderten Pianisten" Peter Lehnigk vom SC Dynamo Weißwasser als Solist glaubhaften Ohrenzeugenberichten zufolge frenetischen Beifall erntete. Kein Wunder bei seinem Temperament als Torwart und diesem Vater . . . siehe oben!

Was Peter sonst in seiner Freizeit treibt? Vor allem Briefe beantworten. Es ist nicht wenig Post, die er ständig bekommt, vor allem nach den vorjährigen Ausscheidungsspielen gegen die Westzone häuften sie sich, und Peter beantwortet alle Briefe gern und gewissenhaft. Auch Korrespondenzen von Mädchen sind dabei — einmal hat ein solches Briefchen sogar zum Rendezvous geführt, wie uns Peter verriet, aber verlobt ist er trotzdem noch nicht.

Das ist natürlich bei weitem nicht alles, was über den talentierten Nationaltorwart Peter Kolbe zu sagen ist. Tragen wir also noch einiges nach.

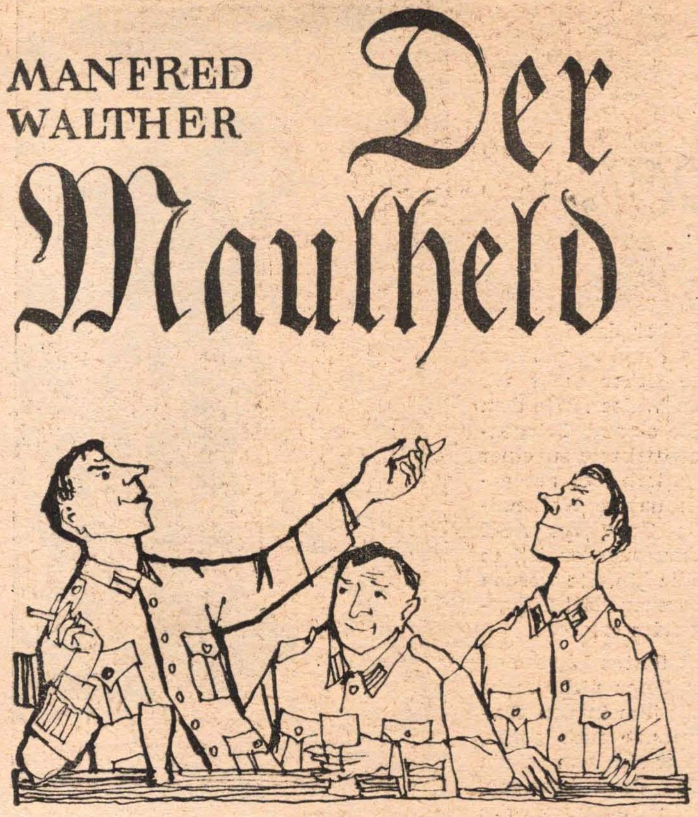
Die Frankenhausener Teiche sahen nicht nur die ersten Geh- und Gleitversuche des kleinen Peter. Mit zehn Jahren begann er, wie jeder richtige Junge in Westsachsens Eishockeymetropole, dem Puck hinterherzujagen. Daß er einmal zwischen den Pfosten des kleinen Drahtgehäuses stehen würde, ließ er sich damals allerdings noch nicht träumen, als er stolz jeden ausrangierten Schläger der Großen nach Hause schleppte und für sich zurechtflickte. Seine Laufbahn als Torwart begann erst im Jahre 1956, als er mit seinen heutigen Mannschaftskameraden Steingruber, Rackwitz und anderen zum ASK Vorwärts kam. Hier, unter den Fittichen des langjährigen Nationalspielers Unterdörffel (übrigens eines seiner großen Vorbilder in der Frankenhausener Jugendzeit), begann der große Aufstieg Peter Kolbes. Heute schon erhebt sein Können Anspruch darauf, ihn zu den besten Torstehern Europas zu zählen. Und diese Laufbahn hat ihren Zenit noch längst nicht erreicht. Peter hatte Ende 1960 etwa 100 Spiele als Torsteher hinter sich. Fast 40mal stand er gegen internationale Gegner zwischen den Pfosten, davon fast ein dutzendmal in den Reihen der Nationalmannschaft. Seine schwersten Kämpfe bestritt er wohl gegen die „Canadia All Stars" in der Schweiz, gegen die Auswahl der Westzone und gegen Schweden. Außerdem muß er bei jedem Oberligapunktspiel gegen den zehnmaligen Deutschen Meister Dynamo Weißwasser sein ganzes Können hergeben. Wie hoch die Fachwelt seine Bedeutung für den ASK Vorwärts einschätzt, geht unter anderem aus folgender Vorschau auf die Meisterschaftsspiele 1960 hervor, die das „Deutsche Sportecho" am 25./26. November 1960 veröffentlichte: „ASK Vorwärts Crimmitschau: Kampfgeist, sehr starke Kondition und Nationaltorwart K o l b e."

Hoffen wir, daß es so bleibt. Alle Eishockeyfreunde wünschen sich noch lange Jahre einen solchen Torwart. Spritzig, gewandt, ungemein schnell reagierend und die Verteidigung geschickt dirigierend — immer bemüht, der Mannschaft zu dienen und niemals überheblich werdend.

Hewo

MANFRED WALTHER

Der Maulheld



Diese Erzählung wurde zum 2. Literaturwettbewerb eingesandt, den der „Deutsche Militärverlag" anläßlich des 5. Jahrestages der NVA ausschrieb. Aufruf und Wettbewerbsbedingungen veröffentlichte die Wochenzeitung „Volksarmee" in der Ausgabe 5/61.

Da saß er inmitten einer kleinen Gruppe Soldaten im „Goldenen Bären". Er hatte die Beine übereinandergeschlagen und flegelte sich in einem der leicht gebauten Sessel, die um den Tisch standen. Den rechten Ellenbogen auf die Armlehne gestützt, die Zigarette zwischen den gespreizten Fingern, bewegte er mit lässiger Eleganz nur ab und zu den Unterarm, um seinem Körper die abgewogene, in Papier gerollte Dosis Nikotin zuzuführen. Seine Augen waren in die Ferne gerichtet, gleichsam über die Köpfe seiner Kameraden hinweg, die ihm als „Neuen" aufmerksam zuhörten, wie man immer einem zuhört, der aus einer anderen Einheit zuversetzt worden ist.
„... wenn man dann ein paarmal über den Schanzentisch gegangen ist, gibt es keine schönere Sportart als das Skispringen", sagte eben Adolf Kleinmund, der Neue. „Stellt euch mal vor: Da stand ich nun auf dem Anlaufturm, etwa 30 Meter über der Sohle. Der Wind toste um die Ohren, daß man kaum die Worte des Ablaufrichters hören konnte. Tief unter mir der Bakken und ganz weit unten, wie winzige Ameisen, die Zuschauer. Was soll ich euch sagen? Nur ganze Kerle haben den Mut, in die Spur zu treten! Dann hockte ich mich nieder, um noch mehr Fahrt zu machen. Bald hatte ich 60, ach, was sage ich, 80 oder 100 Sachen unter den Sprunglatten. Da kam auch schon der Schanzentisch auf mich zugerast und ich ..." Kleinmund brach jäh ab. Sein ganzer Körper wurde plötzlich von einem bellenden Husten erschüttert. Der Rauch seiner Zigarette war einige Zentimeter zu tief gedrungen, was seine Bronchien mit Recht übelnahmen. Gefreiter Lehmann klopfte ihm hilfreich auf den Rücken. Kleinmund kam wieder zu sich. „Also, der Schanzentisch raste auf mich zu. Ich, weit nach vorn gebeugt, den Kopf zwischen den Skispitzen, ausbalanciert und gekonnt aufgesetzt — das war alles. Man muß eben eine Ader dafür haben."

Einige Sekunden war es still. Die Kameraden staunten. So ein Kerl! Sein Blick fand zu den anderen zurück, ihre Bewunderung tat ihm unendlich wohl.

„Was war denn dein weitester Sprung?" fragte der Gefreite Soldau.
Kleinmund furchte die Stirn, dann winkte er mit gespielter Bescheidenheit ab. „Na ja, noch nicht die Masse, in Oberwiesenthal waren's man gerade 71 Meter, paarmal auch 71½."
„Sprecht ihr über Recknagel?" fragte ein großer, blonder Soldat, der soeben hinzugetreten war und beim Ablegen von Mantel und Mütze am Kleiderständer neben dem Tisch die letzten Worte gehört hatte. Soldat Soldau schüttelte den Kopf und deutete auf Adolf Kleinmund. „Wir haben unseren eigenen! So einen habt ihr nicht in eurer Gruppe." — „Hier ist noch Platz, Konrad, setz dich zu uns!" sagte Gefreiter Lehmann und bot einen Sessel an. Soldat Konrad setzte sich und schaute auf Kleinmund. „Alle Wetter, da bist du ja ein ganz schönes Aß, mein Lieber. Ich habe nämlich auch etwas Ahnung vom Skispringen. Aber gegen dich bin ich eine Null. Wenn du mal springen solltest, nimmst du uns alle mit, ja?" Kleinmund hob den rechten Fuß, umfaßte den Knöchel und verzog schmerzlich das Gesicht. „Geht leider nicht mehr — Bindung gerissen — Ski in der Luft verloren — gleich nach dem Absprung — nun ist es für immer aus!"

„Schade!" sagte Gefreiter Lehmann, das Ansehen unserer Gruppe wäre gewaltig gestiegen." Konrad unterdrückte ein Lächeln. „Sportlerpech!" sage er bedauernd, „ein Glück, daß du wenigstens noch diensttauglich bist." Kleinmund stutzte. Will der Kerl mir was? dacht er ärgerlich und sah Konrad mißtrauisch an. Aber dessen Miene zeigte keinerlei Bewegung. Kleinmund schaute in die Runde. Doch aus den Blicken der übrigen sprach nur Bewunderung. Dies ließ seinen Stolz wieder anschwellen. „Na ja, Hauptsache, man kann gut schießen!" sagte er laut und nahm einen tiefen Schluck aus dem Bierglas.

„Bist du Scharfschütze?" fragte Lehmann. Kleinmund lehnte sich lässig im Sessel zurück. „Na ja, so weit müßte es bei mir eigentlich reichen. Mein Onkel ist Jäger. In den letzten Weihnachtsferien war ich bei ihm zur Hasenjagd und ..."

„Ist da nicht Schonzeit?" unterbrach ihn Konrad. Kleinmund faßte sich schnell. „Wir wollten Widder schießen, da kommt es nicht so darauf an. Außerdem kann man sie fangen, wenn sie schlafend in der Schneekuhle sitzen. Einmal sahen wir einen, wie er im Schneeloch hockte. Mein Schwager hob ..." „Ich denke, es war dein Onkel?" sagte Konrad und lächelte ironisch. „Idiot, man kann sich doch mal versprechen. Also, mein Onkel hob die Büchse. Laß sein, sage ich, den fange ich lebendig. Ich ließ mich in den Schnee gleiten und robbte los, genauso wie ein Sioux auf dem Kriegspfad. Als er mir zum Greifen nahe war, schob ich ganz langsam meinen rechten Arm vor ..."

„... und stieß ihm den vergifteten Absatz in den Arsch. Das wolltest du doch sagen, nicht wahr?" fiel ihm Konrad mit todernster Miene ins Wort. Alles lachte. Kleinmund kochte. „Denkst du, ich kann nicht anschleichen?!" fauchte er. „Jeden Posten schleiche ich an, wenn ich es will, ohne daß er es merkt."

Konrad lächelte nur. „Wenn der Posten eingeschlafen ist, dann ja. Laß doch die Kirche im Dorf, mein Junge. Die Welt kennt nur einen Münchhausen. Dir nimmt sie so etwas nicht ab", sagte er dann, wandte den Kopf und winkte freundlich einem Mädchen zu, das vom Nebentisch herübersah. Ein Faustschlag auf den Tisch ließ die Gläser erzittern und die Soldaten zusammenfahren. Konrad zog mit gespielter Angst die Schultern ein und wandte den Kopf zurück. Kleinmunds Oberkörper reckte sich zu ihm über den Tisch, das Gesicht hochrot vor Ärger, die Faust noch immer auf dem Tisch. „Du glaubst mir wohl nicht? Denkst wohl, weil ich hier neu bin, kannst du mich vor den Kumpels hier lächerlich machen? Wetten, daß ich jeden Posten überliste?"

Konrad winkte geringschätzig ab. Die anderen feixten. Kleinmund sah es. „Wetten!" Seine Stimme klang herausfordernd. „Noch heute abend werde ich es euch beweisen!" Er riß die Ausgangskarte aus der Uniformtasche und knallte sie auf den Tisch zwischen die Biergläser, rüber zu Konrad. „Verlaß dich drauf, beim Geräteschuppen gehe ich über den Zaun ins Objekt. Kurz vor zwölf hole ich mir meine Karte von deiner Bude ab!"

„Laß das sein! So was geht nie gut aus", mahnte Soldau. Konrad schob sacht die Karte zurück. Aber Kleinmund stieß

sie wieder zu ihm. „Du hast wohl Angst, daß ich erwischt werde und du dann mit in der Sache drinhängst, was?"

Konrad kniff die Augen zusammen. „Dir ist in deiner Angeberei nicht anders zu helfen", sagte er und steckte seelenruhig die Karte ein. Kleinmund hatte sich wieder hingesetzt und lächelte hochmütig. Aber es war ein gezwungenes Lächeln, denn soeben war ihm klar geworden, wie unüberlegt er gehandelt hatte. Noch nie hatte er sich in die Verlegenheit gebracht, seine „Heldentaten" zu beweisen.

Inzwischen war es ein halb elf Uhr geworden. Einer nach dem anderen brach auf, um pünktlich um elf im Objekt zu sein. Zwei-, dreimal hatten ihn seine Kameraden noch aufgefordert, den Unsinn bleiben zu lassen. Aber Kleinmund hatte nur ärgerlich abgewinkt. Allein am Tisch, trank er noch zwei Bier, dann ging er gegen ein halb zwölf Uhr los.

Seit dem frühen Nachmittag hatte es ununterbrochen geregnet. Der Boden war glitschig, als lägen tausende Bananenschalen herum. Dunkle Wolken schoben sich tief am Himmel dahin. Es war stockfinster. Kleinmund schlich sich an der Hinterfront des Objektes entlang. Von weitem gab ihm der Schein einer einsamen Straßenlaterne das Geleit. Dann stand er wieder im Dunkel, wenige Schritte vor ihm der Zaun, an der Stelle, wo von innen unmittelbar das Dach des Geräteschuppens anschloß. Kleinmund wußte, daß hier der Pendelposten eine ziemlich lange Strecke, etwa 400 Meter, abzugehen hatte. Wenn man vorsichtig war, mußte es seiner Meinung nach klappen, wenn sich der Posten gerade am anderen Ende des Postenbereichs aufhielt.

Kleinmund machte einige Schritte nach vorn. Plötzlich riß es ihm die Beine weg. Er ruderte erschreckt mit den Armen und versuchte instinktiv, etwas zu greifen. Aber es war sinnlos. Er griff in die Luft. Geknickt wie ein morscher Baum knallte er rücklings auf den Boden. Das Wasser im Loch gurgelte dumpf. Leise fluchend stand er auf und wischte sich den zähen Brei aus dem Nacken und klopfte sich die Uniform ab. Es dauerte einige Sekunden, bis er seine Mütze fand.

An der Tarnung fehlt es nun nicht mehr, dachte er, wütend auf sich selbst und das Loch. Er war geneigt, umzukehren, aber dann sah er wieder das ironische Feixen der Kameraden vor sich. Nicht nachgeben, befahl er sich. Dann stand er am Zaun. Er lauschte in die dunkle Nacht. Vom Posten war nichts zu hören. Er wartete lange. Die Feuchtigkeit von den durchnäßten Schuhen und Strümpfen kroch an ihm hoch. Nichts regte sich. Ein Trost, daß die Querlatten einige Ritze freiließen. Langsam zog er sich am Zaun hoch. Jetzt war er oben. Behutsam schwang er das rechte Bein hinüber und zog den Körper langsam nach. „Halt! Wer da?!" Kleinmund stockte der Atem. Er saß wie festgewachsen. Ein Gewehrschloß knackte. „Halt!" Stehenbleiben oder ich schieße!" Jetzt sah auch Kleinmund den Posten. Der hielt das Gewehr im Anschlag.

Er hat entsichert, eine Bewegung und ich bin ein toter Mann, dachte Soldat Kleinmund voller Angst. „Ich bin's — ein Soldat aus dem Objekt", hörte er seine eigene Stimme, dünn und kläglich. „Kann jeder sagen. Bleiben Sie sitzen, bis die Ablösung kommt!" befahl der Posten. Adolf blieb auf dem schmalen Grat des Zaunes sitzen. Die Minuten erschienen ihm wie Stunden. Die Latten drückten zwischen den Schenkeln. Er versuchte, sich etwas hochzustützen. Der Zaun knarrte. „Keinen Fluchtversuch, oder ich muß von der Waffe Gebrauch machen!" warnte der Posten eindringlich. Adolf erstarrte zu Stein. Es war, als säße er auf einem Nagelbrett, nur daß er kein indischer Fakir war. Außerdem fror er entsetzlich. Die Zähne schlugen hörbar aufeinander. Hilfesuchend sah er auf den Posten, der drei Meter von ihm entfernt unten mit dem Gewehr im Anschlag stand, ohne ihn aus den Augen zu lassen. „Genosse Posten, könnten Sie..."

„Ruhe da oben!" donnerte der andere. „Auf Posten ist Quatschen verboten!"

„Rufen Sie doch den Wachhabenden herbei", bat Adolf.

„Geht nicht! Die Signalglocke ist da drüben. Ich gehe hin, und Sie verschwinden — nein, das kommt nicht auf die Platte. Ich müßte höchstens einen Alarmschuß abgeben."

„Nein, nur das nicht", winselte Adolf „Da läuft das halbe Regiment zusammen." Und die Kameraden von der Gruppe, dachte er. „Da warte ich lieber."

„Wie Sie wünschen." Der Posten deutete eine Verbeugung an. Aber das war leicht gesagt. Die Lage wurde immer unerträglicher. „Wie lange muß ich denn noch hängen?" fragte Adolf nach einigem Schweigen. Die Antwort war niederschmetternd: „Ich bin gerade erst aufgezogen!" brummte der Posten.

„Darf ich wenigstens runterkommen?"

„Schluß nun! Hände bleiben an den Latten!" wies ihn der Posten zurecht.

Eine Stunde später kam die Wachkontrolle. Sie hoben Adolf Kleinmund vom Zaun. Seine Glieder waren eingeschlafen. „Schöne Sache, die Sie da gemacht haben!" raunzte der Wachhabende. „Hoffentlich ist Ihnen die Radikalkur gut bekommen?!" Adolf schluckte. „Erlauben Sie bitte die Frage, warum mich der Posten so schnell geschnappt hat, wo ich doch so leise war?" stammelte er. Der Offizier hob die Brauen. „Eigentlich müßte ich S i e fragen. Aber Sie sollen es wissen. Glücklicherweise haben wir noch tüchtige Kerle im Regiment, die nicht so angeben wie Sie. Seitdem Ihre Kameraden Ihre Ausgangskarte bei uns abgaben, haben wir Sie sehnsüchtig erwartet!"



Illustrationen: Horst Bartsch



Sicherheits-Sturmzündhölzer

im Sprengdienst,

bei Seefahrt und Alpinistik,

beim Camping und Katastrophenei nsatz



KONSUM-
ZÜNDHOLZFABRIK RIESA

Riesa, Hamburger Straße 1–3 · Telefon 591

HIER
HILFT NUR
FW 7,
DENN . . .





es entfernt mühelos Flecke von Öl, Schmiere, Teer, Schuhcreme, Speisen, Obst, Gras, Lacken (auch Nagellack) usw., ohne eine Randbildung zu hinterlassen.

VEB FARBENFABRIK WOLFEN



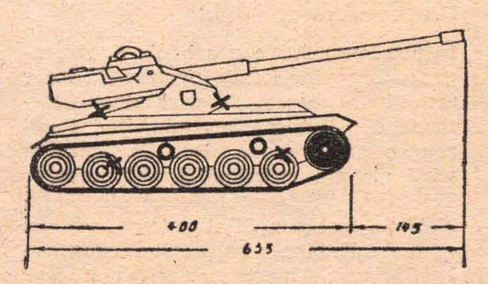


Der M-47

Der M-47 ist ein mittlerer amerikanischer Kampfpanzer, der auch zum Bestand der westdeutschen Bundeswehr gehört. Charakteristisch für den M-47 ist der Turm mit seiner starken Heckauslage, die ihn besonders verwundbar macht. Die weiteren verwundbarsten Stellen sind in den folgenden Zeichnungen durch Kreuze gekennzeichnet.

Wir setzen mit der Typenbeschreibung der NATO-Panzer M-47 und AMX-13 unsere Steckbrief-Serie fort. Im Sinne der allgemeinen Klassifizierung der Panzer unterscheiden wir leichte, mittlere und schwere Kampfpanzer. Abarten sind die Spezialpanzer, auf die zu einem späteren Zeitpunkt eingegangen wird. Fotos: Archiv

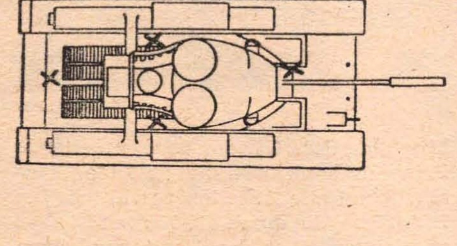
710 — 136
846

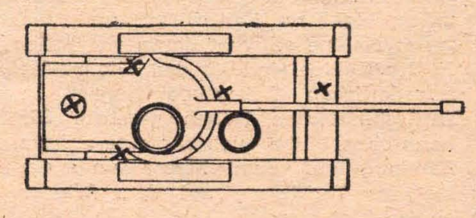




M-47

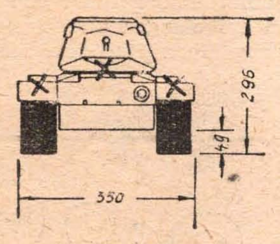
Besatzung:	5 Mann
Gefechtsgewicht:	44 t
Höchstgeschwindigkeit:	45 km/h
KWK:	1 – 90 mm
MG:	3 – Turm 12,65, Fla 12,65, Bug 7,62 mm
Fahrgestell:	Einheitsfahrwerk mit Kettenspannrolle
Panzerung:	Bug – 75–90 mm, Neigungswinkel 37 Grad Seiten – 50–75 mm, Neigungswinkel 90 Grad Heck – 50 mm, Neigungswinkel 80 Grad Decke – 25 mm



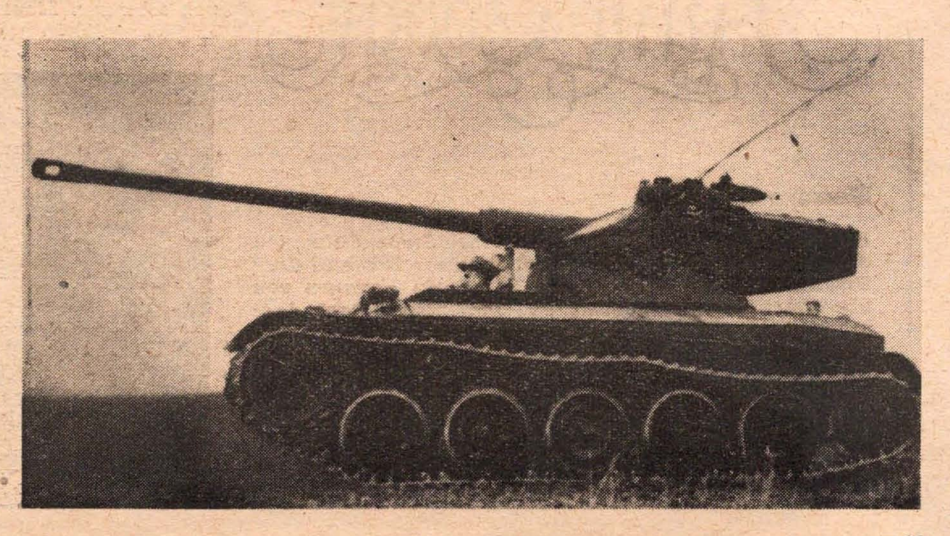


AMX-13

Besatzung:	3 Mann
Gefechtsgewicht:	14,7 t
Höchstgeschwindigkeit:	65 km/h
KWK:	1 – 75 mm
MG:	1 – 7,05 mm
Fahrgestell:	Vorn großes Triebrad, 5 mittlere Laufräder, höher liegendes Leitrad
Panzerung:	Bug – 15–40 mm Seiten – 20 mm Heck – 15 mm Decke – 10 mm



223
37
251



Der AMX-13 ist ein französischer leichter Kampf- und Aufklärungspanzer. Auch er befindet sich in den Hallen der Bundeswehr. Sein besonderes Erkennungsmerkmal ist der Turm mit seinen völlig neuen Formen. Er liegt weit hinten. Sein Oberteil sitzt auf einer Drehscheibe und ist vertikal drehbar.

Der AMX-13

Technik aus aller Welt

Die „mechanische Hand"

Eine Gruppe Wissenschaftler des Moskauer Zentralen Forschungsinstituts für Prothesen entwickelte eine künstliche Hand, die vom menschlichen Gehirn aus in Bewegung versetzt werden kann. Diese auf der Grundlage der Bioströme, d. h. der Befehle des Gehirns an die

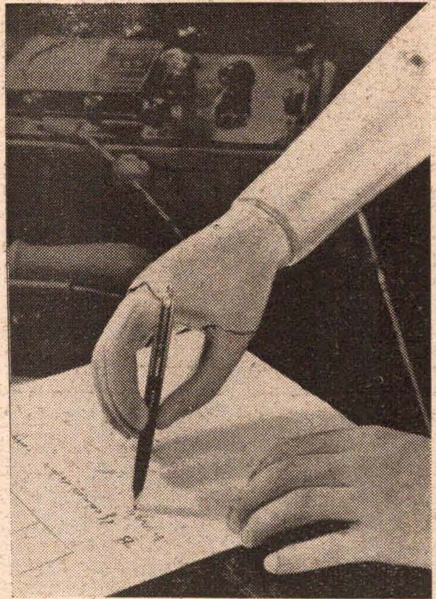


Foto: ZB

Muskeln der Gliedmaßen, arbeitende Prothese kann wie die gesunde Menschenhand alle Arbeiten verrichten. Die Bioströme, die durch die Nerven fließen, werden am Rist der Hand von einem Armband aufgefangen und einem Verstärker zugeführt. Nachdem sie auch noch eine Elektronenmaschine durchflossen haben, steuern sie magnetische Vorrichtungen, die über ein mechanisches System von Hebeln und Kolben die Hand in Bewegung versetzen.

Zur Zeit arbeiten die sowjetischen Forscher unter der Leitung des Doktors der Technischen Wissenschaften *Kobrinski* an der weiteren Verbesserung dieser künstlichen Hand. Das Ziel der Forschergruppe ist es, eine mechanische Hand zu schaffen, die sogar Wärme und Kälte sowie Festigkeitsunterschiede der gefaßten Gegenstände empfindet. Der Anwendungsbereich der künstlichen Hand geht weit über den medizinischen hinaus. In Zukunft werden von Bioströmen gesteuerte Apparate überall dort jene Arbeiten verrichten, die für den Menschen gefahrvoll oder unmöglich sind. An Bildschirmen wird die Tätigkeit des Roboters verfolgt. So kann dann z. B. ein Ingenieur, ohne sein Büro zu verlassen, Arbeiten am Atommeiler, an Hochspannungen oder auch auf dem Meeresboden ausführen.

Infanterie-Rakete „Red Eye"

In den USA arbeiten Spezialisten an der Entwicklung einer leichten Flab-Rakete, die jeder Infanterist gegen Tiefflieger einsetzen kann. Es ist die „Red Eye", die ähnlich einer Panzerfaust aus einem Rohr abgefeuert wird. Sie ist eine flügellose Feststoffrakete mit herkömmlicher Ladung und Infra-Selbstrichtsystem. Der Aktionsradius soll 600 bis 900 Meter betragen. Das Gewicht der „Red Eye" beträgt fünf Kilogramm, der Durchmesser 75 mm. Das Rohr ist gleichzeitig Transportbehälter.

Rettungskabinen

Im Zusammenhang mit den immer größer werdenden Geschwindigkeiten der Jagdflugzeuge erhebt sich die Frage, wie im Falle einer Beschädigung der Maschine oder im Falle eines Abschusses die Rettung der Piloten gelöst werden kann. In verschiedenen Ländern wird gegenwärtig erprobt, die bisher benutzte Pyroladung für Schleudersitze durch einen kleinen Raketenmotor zu ergänzen. Diese neue Rettungsmethode ermöglicht ein sicheres Verlassen des Flugzeuges bei einer Geschwindigkeit bis zu 2400 km/h in großen Höhen und bei Geschwindigkeiten bis zu 1400 km/h in Höhen ab 150 Meter über der Erde. Der Pilot ist durch den speziell dafür konstruierten Sitz gegen den hohen Druck geschützt.

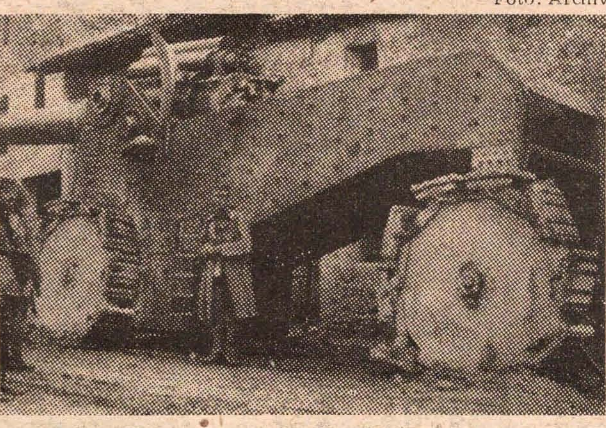
In der Perspektive gehen die Erwägungen dahin, eine kompliziertere, in ihrer Sicherheit aber noch wirksamere Methode der Rettung aus schnellen Flugzeugen anzuwenden. Der Pilotenraum wird als ein selbständig abtrennbarer Teil des Flugzeuges konstruiert. Im Notfalle löst der Pilot automatisch die gesamte Kabine einschließlich des Zubehörs vom Flugzeug, aus der Kabine schiebt sich ein in einem Spezialbehälter untergebrachter Fallschirm, und die ganze Kabine schwebt daran zur Erde. In der Kabine sind für den Piloten die erforderlichen Lebensbedingungen in stratosphärischen Höhen gegeben. Sie kann ohne Mühe auch für eine sichere Landung auf dem Meere und ein längeres Verbleiben auf dem Wasser eingerichtet werden.

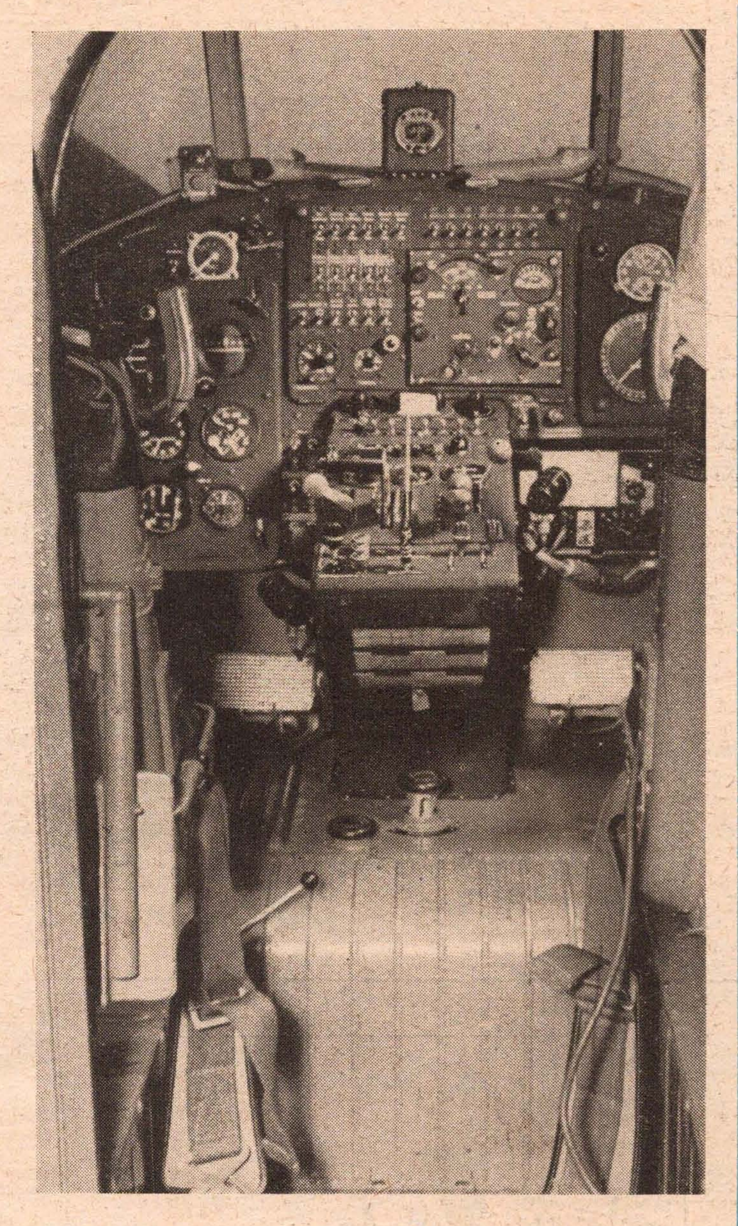


Monstre-Geschütze

Kanonier Pieper stellte anläßlich einer Stubendiskussion die Frage, ob der Genosse Geschützführer Bescheid über Unikums der Artillerie wüßte. Sozusagen Kanonen von überdimensionalem Format und vorsintflutlichem Aussehen. Sein Geschützführer wußte einiges. Er erzählte der Bedienung von der Faulen Grete, von Totenorgeln, der Zarenkanone — sie steht heute im Moskauer Kreml —, von der Dicken Berta und dem Langen Max. Das italienische Mammutgeschütz aus dem Jahre 1915 kannte er allerdings noch nicht. „AR" steht ihm deshalb heute zur Seite und zeigt dieses Monstrum, um ihn für weitere Gespräche zu wappnen. Das Rohr mit dem Kaliber von 21 cm lagerte auf einer unförmigen Lafette, die dem Geschütz trotz der Radplatten ein normales Manövrieren nicht gestattete. Die meisten dieser x-Tonnen schweren Monstren fielen in österreichische Hände.

Foto: Archiv





Bist du im Bilde?

Irgendwo hast du dieses Armaturenbrett eines im Dienste unserer Luftstreitkräfte stehenden Flugzeuges schon gesehen. Erinnere dich genau! War es der Pilotenraum der IL 14 oder gar der MiG? Oder eines Hubschraubers oder der AN-2?

Es ist nicht einfach, auf Grund der vielen, vielen Geräte, die heute in jedem Flugzeug die Stirnfläche der Kabine schmükken, den richtigen Flugzeugtyp zu benennen. Aber du wirst es schaffen. Unsere Frage lautet also:

In welchem Flugzeug befindet sich das hier abgebildete Armaturenbrett?

Schreibe bitte die Antwort auf eine Postkarte und sende sie bis zum 25. Februar 1961 (Datum des Poststempels) an die

Redaktion „Armee-Rundschau",
Berlin N 3,
Postschließfach 7986,
Kennwort: „Bist du im Bilde?"

Unter den richtigen Einsendungen wird durch das Los ein Gewinner ermittelt, dem als kleine Anerkennung 20,— DM winken.

20,— DM zahlen wir ebenfalls für jede Idee aus dem militärischen Alltag, die künftig unter „Bist du im Bilde?" in unserer Zeitschrift veröffentlicht wird.

Aus der BÜCHERKISTE

KERNWAFFEN UND KERNWAFFENSCHUTZ

Das Kräfteverhältnis in der Welt hat sich auch im letzten Jahr eindeutig zugunsten des sozialistischen Lagers verändert. Die imperialistischen Kriegstreiber waren gezwungen, die militärische Stärke der sozialistischen Staaten zu respektieren, wodurch sich die Aussichten auf eine dauerhafte Erhaltung des Weltfriedens erheblich verbessert haben.

Diese Entwicklung darf uns jedoch nicht sorglos stimmen. Noch fliegen die Bomber der US Air Force ständig „Patrouille" an den Grenzen des sozialistischen Lagers, jederzeit bereit, auf einen verbrecherischen Befehl aus dem Pentagon ihre tödliche Last auf friedliche Städte zu werfen. Deshalb müssen auch wir Soldaten der Nationalen Volksarmee immer bereit sein, unter den Bedingungen des Kernwaffeneinsatzes unsere Aufgaben zum Schutz der Heimat zuverlässig zu erfüllen. Dabei hilft uns nicht unerheblich das gute Fachbuch.

Der Deutsche Militärverlag gab zur Unterstützung der Schutzausbildung im vorigen Jahr das Buch **„Kernwaffen und Kernwaffenschutz"** heraus. Die Arbeit ist eine Übersetzung aus dem Russischen und wurde von Anita und Kurt Langhans frei übersetzt und überarbeitet. Es ist die erste umfassende Arbeit zum Thema Kernwaffen und Kernwaffenschutz und enthält das Grundwissen, über das jeder Angehörige der Nationalen Volksarmee verfügen muß.

Doch nun zum Inhalt dieses lehrreichen Buches. Eingangs werden der Aufbau der Stoffe, die Kernenergie und die Kernwaffen beschrieben. Klar und einfach, anschaulich in der Sprache und dadurch leicht verständlich, was natürlich ein Mitdenken nicht erspart, sind diese Kapitel ausgezeichnet dazu angetan, dem Leser ein ausreichendes Grundwissen über diese Thematik zu vermitteln. Es ist meines Wissens die gelungenste allgemeinverständliche Darstellung, die bisher in der Deutschen Demokratischen Republik hierüber erschienen ist. Besonders hervorzuheben ist die wissenschaftlich exakte Definierung der Begriffe, die wesentlich dazu beitragen wird, die Terminologie in der Nationalen Volksarmee zu vereinheitlichen. Den Politarbeitern sei noch gesagt, daß diese Kapitel vorzüglich geeignet sind, auf wissenschaftlicher Grundlage die westlichen Propagandalügen von der sogenannten sauberen Atomwaffe zu widerlegen.

Die folgenden Kapitel befassen sich mit den Wirkungsfaktoren einer Kernwaffendetonation. Wie entstehen die Druckwelle, die Lichtstrahlung, die ionisierende Kernstrahlung und die Aktivierung des Geländes, und wie kann man sich sicher schützen? Auf all diese Fragen geben die Verfasser eine erschöpfende Auskunft.

Hauptteil des Buches, sofern man überhaupt von einem Hauptteil sprechen kann, denn alle Kapitel sind gleich wichtig und lehrreich, sind die Themen über den feldmäßigen Kernwaffenschutz, die Berechnung der Kernwaffensicherheit von Deckungen, die Strahlungsaufklärung und die Maßnahmen des Kernwaffenschutzes bei Gefechtshandlungen in aktiviertem Gelände. Einfache Formeln und praktische Anleitung zum Bau von kernwaffensicheren Deckungen zeichnen diesen Teil aus. Eine wertvolle Beigabe ist die dem Buch beiliegende Kernwaffenrechenscheibe, mit der man im Nu die zu jeder Zeit herrschende Dosisleistung messen kann, vorausgesetzt, daß ein zu beliebiger Zeit ermitteltes Meßergebnis vorliegt. Die Handhabung ist so einfach wie bei einer Belichtungstabelle zum Fotografieren. (Die zuständige Verwaltung im Ministerium für Nationale Verteidigung sollte dafür sorgen, daß jeder Offizier mit dieser Rechenscheibe ausgerüstet wird.)

Übersichtliche Zeichnungen sind eine anschauliche Ergänzung des Textes.

Im Interesse einer einheitlichen und wissenschaftlich exakten Schutzausbildung in der Nationalen Volksarmee wäre es wünschenswert, wenn dieses wertvolle Buch eine ähnliche gute Verbreitung fände wie das überall anerkannte Lehrbuch **„Militärtopographie für Unteroffiziere".** **Kurt Ruppin**





IMMER GEFECHTSBEREIT

Mit der Kamera bei unseren Soldaten

Ein Bildband zum 5. Jahrestag unserer Nationalen Volksarmee

192 Seiten mit 172 Schwarzweiß- und 24 Farbfotos, Sonderformat, Ganzleinen mit Schutzumschlag, etwa 15,80 DM

DEUTSCHER MILITÄRVERLAG



bedeutet Steigerung der Einsatzfähigkeit der Spiegelreflex-Kamera bei Verwendung von auswechselbaren Spezialobjektiven.

Brennweiten von 35 bis 400 mm der bewährten Meyer-Objektive geben der einäugigen Spiegelreflex-Kamera erst die universelle Verwendbarkeit.

PRIMAGON 1:4,5/35
PRIMOTAR 1:3,5/50
TRIOPLAN 1:2,8/100
PRIMOTARE
1:3,5/135 u. 180
TELEMEGOR 1:4,5 300
TELEMEGORE
1:5,5/180, 250 u. 400



VEB FEINOPTISCHES WERK GORLITZ

Morsetasten

für Amateurfunker

Lieferbar
mit und ohne Grundplatte

Vertrieb durch den Fachhandel

VEB FUNKWERK LEIPZIG

LEIPZIG O 27, EICHSTÄDTSTRASSE 9-11



Der Bluff des „ROTEN TEUFELS"

Aus S. M. Budjonny „Der zurückgelegte Weg"

Nachstehende Episode aus dem Jahre 1918 ist dem 1. Band (russisch) der Lebenserinnerungen des jetzt 78jährigen Marschalls der Sowjetunion S. M. Budjonny entnommen. Er war damals Kommandeur einer roten Kavalleriebrigade und später Kommandeur der Roten Reiterarmee, der „Budjonny-Armee", wie sie die Bevölkerung nannte. Zusammen mit Frunse, Tschapajew, Schtschors u. a. ist er einer der berühmtesten militärischen Führer der Revolutionsjahre und des Bürgerkrieges. Unsere sowjetische Bruderarmee sieht in ihm ein Vorbild.

In Samochin erfuhr ich, daß die Verbindung mit Gorodowikow unterbrochen sei. Ich beschloß also, selbst nach dem Dorf Shutow 2 zu reiten, denn ich zweifelte keinen Augenblick daran, daß sich Gorodowikow dort befinde. Ich verständigte den Kommandeur des 2. Kavallerieregiments, Maslakow, stieg in den Sattel und sprengte mit meiner Ordonnanz Nikolai Krawtschenko davon.
Als wir ins Dorf kamen, herrschte dort Stille. Trotz der finsteren Nacht erkannten wir an einigen Merkmalen sofort, daß sich im Dorf Kavallerie einquartiert hatte und ritten in das erste Gehöft, um uns zu erkundigen, wo Gorodowikow zu finden sei. Krawtschenko schloß sorgsam das Tor hinter sich. Wir saßen ab. Plötzlich bemerkte ich weiße Kosaken auf dem Hof. Sogar in der Dunkelheit konnte man sie von roten Kämpfern unterscheiden: Die Kosakenpferde hatten lange Schwänze, die Pferde der roten Kavalleristen dagegen waren bis zum Sprunggelenk gestutzt. Außerdem trugen die weißen Kosaken das Gewehr über der rechten, die roten Kämpfer aber über der linken Schulter. Lugte einem Kämpfer der Gewehrlauf über die linke Schulter, wußte man, daß es ein Roter war; lugte er ihm über die rechte, war es ein Weißer.
So saßen wir unversehens in der Falle. Es war bereits zu spät, aus dem Hof zu reiten, ohne Verdacht zu erwecken. Die Kosaken — es waren ihrer etwa ein Dutzend auf dem Hof — wären sofort stutzig geworden. Nur Kaltblütigkeit konnte uns retten. Ich flüsterte meiner Ordonnanz zu, daß wir zu den Weißen geraten seien und befahl ihm, mich Landsmann zu nennen. Dann wandte ich mich an die Kosaken.
„Hört mal zu, Landsleute, seid ihr nicht vom 72. Regiment?"
Ich nannte die Nummer eines weißgardistischen Regiments, dem wir bei Samochin tüchtig eingeheizt hatten.
„Nein", antworteten die Kosaken.
„Ist das ein Kreuz!" sagte ich zerknirscht. „Wir suchen und suchen, zum Schluß laufen wir noch den Roten in die Arme."
„Halt mal, halt, Brüder! Warum sind bei euren Pferden die Schwänze gestutzt?" fragten die Kosaken.
„Ach, Brüder, wir waren in so einem Hexenkessel, daß wir selber Haare lassen mußten. Im Gefecht haben sie unsere Pferde zusammengeschossen. Aber was soll ein Kosak ohne Pferd anfangen? Ein Glück, daß wir wenigstens die da den Roten abnehmen konnten!"
„Ja, so kann's einem gehen", bestätigten die Kosaken.
„Euer Regiment hat sich mehr rechts gehalten beim Rückzug. Da müßt ihr's suchen."
Na gut, dachte ich. Gewehre haben wir nicht bei uns, nur Säbel und Revolver — also fällt das zweite Merkmal, an dem sie uns als Rote erkennen könnten, weg.
„Dann wollen wir, wenn ihr nichts dagegen habt, die Nacht über hier bleiben und suchen unser Regiment morgen weiter. Nachts kann einem leicht etwas zustoßen."
„Das stimmt", pflichteten mir die Kosaken bei. „Bleibt hier, Platz haben wir genug. Stellt eure Pferde unter und kommt ins Haus. Die Bäuerin ist in Ordnung, hat uns Milch und Speck spendiert."
„Danke", antwortete ich, „können wir gebrauchen. Meinem Freund, dem armen Hund, ist nicht gut — der soll sich eine Weile hinlegen. Ich versorge erst mal die Pferde."
„Aha, dem ist wohl der Schreck in die Glieder gefahren." Die Kosaken lachten. „Die Roten haben euch sicherlich ordentlich Zunder gegeben, wenn ihr sogar euer Regiment verloren habt."
Alles schien glimpflich abzulaufen. Aber eine Sorge hatte ich noch: Wenn sich nun unter ihnen Kosaken der Staniza Welikoknjasheskaja oder aus den Dörfern Dalni und Sherebkow befanden? Dort kannten mich fast alle. Zum Glück erwiesen sich diese meine Befürchtungen als unbegründet.
Die Kosaken schenkten uns weiter keine Beachtung und erörterten lebhaft die Ergebnisse des Kampftages. Ich lauschte ihnen, und mir wurde allmählich klar, warum nicht Gorodowikow mit seinem Regiment, sondern die Weißen im Dorf saßen.
Die Ereignisse hatten sich folgendermaßen abgespielt. Gorodowikows Regiment verfolgte die feindliche Reiterei bis nach Shutow 2. Das weiße Infanteriebataillon, das diesen Ort verteidigte, ließ die zurückweichende Reiterei der Weißen zwischen seinen Ketten hindurch und eröffnete das Feuer auf Gorodowikows Schwadronen. Dieses überraschende und heftige Feuer brachte deren Gefechtsordnung durcheinander. Die Kosaken machten sich das im Handumdrehen zunutze und unternahmen einen Gegenangriff. Gorodowikow zog sich schleunigst nach Abganerowo zurück.
Nachdem sich die Kosaken über dieses Gefecht eine Weile unterhalten hatten, verstummten sie. Dann gab einer von ihnen zum besten, wie er bei der Verfolgung der Roten beinahe Budjonny gefangengenommen hätte.
„Als wir also lossprengen, den Roten nach", erzählte der Kosak, „breche ich unbemerkt seitlich aus und — vorwärts! Mein Pferd kennt ihr ja alle, es ist ein Prachtstück von Pferd, hoho, läuft von allein wie der Wirbelwind. Ich lege mich also ins Zeug, plötzlich — was glaubt ihr: galoppiert doch da der Budjonny vor mir her!"
„Du lügst", sagte ein anderer Kosak. „Woher kennst du Budjonny?"
„Aber klar kenn' ich ihn, Bruderherz! Hochgezwirbelter, schwarzer Schnauzbart, selbst nicht sehr groß, aber stämmig. Na, und wenn ich ihn vorher auch nicht gekannt haben sollte, als ich aber sein Pferd sah — ein Falbe mit schwarzem Rückenstreifen, einer Blesse auf der Stirn, schwarzem Schweif und 'ner Mähne — kohlrabenschwarz ... na, da stand für mich fest: das ist er und kein anderer!"
„Bei wem sind Schweif und Mähne schwarz? Etwa bei Budjonny?"
„Ach, Quatsch! Ich habe doch gesagt — beim Pferd. Unterbrich mich nicht, Bruderherz ... Als ich also den Budjonny sehe, sage ich mir, so, jetzt gibt's nur eins: entweder gehe ich drauf oder ich erwische ihn, diesen Satan. Ich hole also aus dem Gaul das Letzte heraus. Und bald scheint mir, ich wäre ihm näher gekommen, da aber ist er schon wieder weg, so was hast du noch nicht gesehen. Ich gucke, wieder ist er vor mir und lacht obendrein noch, dieser Teufel. Na, denke ich, ich bin auch nicht von vorgestern. Und wieder setze ich ihm nach. Ich reite nicht mehr, ich fliege geradezu. Die Wut packt mich, aber ich kann und kann ihn nicht einholen. Ob du's glaubst oder nicht, Bruderherz", der Erzähler wandte sich an einen neben ihm stehenden Kosaken, „es sah so aus, als galoppiertest du davon, während ich mich aber nicht vom Fleck rührte. Das ist ein Pferd — mein Lebtag hab' ich so eins nicht gesehen! Ich jage ihm also immer weiter nach. Auf

einmal gucke ich mich um — keiner von den unsrigen zu sehen. Da hab ich's aufgegeben, verdammt noch mal, und bin umgekehrt."
„Hast du Budjonny also nicht erwischt?"
„Nein", antwortete der Erzähler zerknirscht. „Bis heute will mir's nicht in den Kopf — entweder ist der Budjonny ein Zauberer oder sein Gaul ist ein Satan", schloß er.
Der Kosak hatte sehr geschickt gelogen, hatte seinem Herzen geradezu Luft gemacht, doch das eine mußte man ihm lassen, die Farbe meines Pferdes kannte er haargenau in allen Einzelheiten, und wären wir bei Tage in das Dorf gekommen, hätten wir bestimmt nichts zu lachen gehabt.
Bald darauf gingen die Kosaken ins Haus zum Abendessen. Wir wurden uns klar darüber, daß wir uns aus dem Staube machen müssen. Doch als wir gerade aus dem Tor reiten wollten, wälzten sich an die zwanzig Kosaken mit einem Unteroffizier voran auf den Hof. Aus ihrer Unterhaltung entnahm ich, daß sie als Sicherungswache eingesetzt waren. Ohne lange zu überlegen, trat ich auf den Unteroffizier zu, sagte ihm, daß wir vom 72. Regiment seien und bat ihn um Erlaubnis, zu unserer Einheit zurückkehren zu dürfen.
„Was treibt ihr euch hier herum?" knurrte er und ohne meine Antwort abzuwarten teilte er mir die Parole mit.
Nach Samochin zurückgekehrt, alarmierte ich Maslakows Regiment, befahl ihm, unter dem Schutze der Nacht zum Dorf Shutow zu reiten, den Gegner zu umzingeln und durch eine überraschende Attacke zu vernichten. Zur Aushebung der weißen Feldposten wurde ein besonderer Aufklärertrupp eingesetzt, dem ich die mir von jenem Unteroffizier verratene Parole mitteilte. Unsere Kundschafter konnten sie vortrefflich gebrauchen. Dank dieser Parole überwältigten sie die weißgardistischen Feldposten ohne einen einzigen Schuß abzugeben.
Um vier Uhr morgens überfiel Maslakows Regiment den schlafenden Gegner. Dieser konnte natürlich keinen ernsthaften Widerstand leisten, obwohl in Shutow drei weißgardistische Kavallerieregimenter sowie Infanterie lagen. Nur ein kleiner Teil der Weißgardisten entkam aus dem Dorf und floh Hals über Kopf in die Steppe. Die übrigen wurden gefangengenommen. Wer sich widersetzte, fand den Tod. Die Gefangenen ließ man am Nordausgang des Dorfes antreten. Ich ritt dorthin und begrüßte sie:
„Guten Tag, Landsleute!"
Die Gefangenen brüllten im Chor: „Wünschen Gesundheit, Euer Exzellenz!"
„Diese weißen Hundsfotte — fällt ihnen gleich die Exzellenz wieder ein!" riefen unsere Leute lachend.
Ich wandte mich an die Gefangenen: „Wer hat heute mit mir in Shutow übernachtet? Vortreten!"
Keiner trat vor, alle schwiegen. Ich erklärte, in welchem Hause ich in der Nacht gewesen war. Aber auch das half nichts.
„Da bin ich also nicht euer Gast gewesen? Gut. Wer von euch hat dann erzählt, wie er Budjonny gejagt hat?"
Abermals eine Minute Schweigen. Dann trat ein Kosak mit zerzaustem Haarschopf vor.
„Ich hab da bloß so ... geflunkert", sagte er und sah verlegen um sich.


Illustrationen: Würfel

„Bist ein guter Aufschneider, Kosak! Aber woher kennst du mein Pferd?"
„Ein Landsmann hat mir von ihm erzählt", antwortete er.
Die Gefangenen konnten es nicht fassen, daß ich tatsächlich bei ihnen im Dorf gewesen war.
„Wann sind Sie denn von uns wieder weggeritten?" fragten sie.
„Als ihr euren Speck gegessen und die Milch getrunken habt", antwortete ich.
„Ist denn das die Möglichkeit!" riefen sie ungläubig.
Abschließend sagte ich: „Ihr seid durch eine verleumderische Hetze betrogen und zum Kampf gegen eure eigenen Brüder aufgewiegelt worden. Und damit ihr euch nicht gefangengebt, hat man euch erzählt, daß die Roten alle Gefangenen erschießen. Das ist eine Lüge! Wir garantieren euch das Leben, und ihr könnt sofort euren Verwandten und Nachbarn darüber schreiben."
Nach diesen Worten fühlten sich die Gefangenen gleich erleichtert. Sie begannen sich lebhaft zu unterhalten. Einer von ihnen, seinem Auftreten nach ein tapferer Kosak, fragte mich: „Stimmt es, daß Sie gegen Kugel und Säbel gefeit sind und im voraus wissen, was unser Regimentskommandeur denkt und das Gegenteil davon machen?"
Ich lachte und erzählte, wofür wir kämpften und weshalb der Sieg unser sein würde.

(„Der zurückgelegte Weg", Bd. 1, erscheint 1961 im Deutschen Militärverlag.)





Zum Tag der Sowjetarmee, am 23. Februar

Schnittige Boote und ganze Kerle

(Aus „Sowjetski woin")

Auch bei der Marine gilt das Wort: „Ubung ist die beste Schule." Deshalb sind die sowjetischen U-Boot-Leute der Baltischen Flotte selten im Heimathafen anzutreffen. Tag und Nacht zerfurchen ihre Boote die graugrünen Ostseegewässer. Sie setzen ihre ganze Kraft daran, die jeweilige Kampfaufgabe zu erfüllen, damit ihre Heimat wirksam geschützt ist – und die Ostsee ein Meer des Friedens wird.

Die Ubung ist in vollem Gange. Das U-Boot hält den befohlenen Kurs. Sein spitzer Bug zerschneidet die entgegenrollenden Wellen. Aufmerksam beobachtet Kapitänleutnant Krasnow von der oberen Brücke aus durch sein Glas den Horizont (Bild links). Er sucht ihn nach „feindlichen" Schiffen ab. Obermatrose Beliakow (Bild rechts oben) hält die Verbindung zu den anderen Booten und beobachtet den Luftraum.

Plötzlich taucht das Ziel auf. Die Genossen Saganowitsch und Koptilow haben es sofort auf dem Bildschirm der Radaranlage ausgemacht (Bild rechts mitte).

„Tauchen!" befiehlt der Kommandant – und kurz darauf: „Torpedoangriff!"

Bei den Besatzungsmitgliedern sitzt jeder Griff – bei den Elektrikern, bei der Torpedomannschaft, bei den Unterwasserschallspezialisten und bei allen anderen.

Der Angriff gelingt, das Ziel ist bekämpft.

Nach dem Auftauchen wird sofort mit Hilfe des Sextanten der genaue Standort des Bootes ermittelt (Bild rechts unten). Der Kampfauftrag ist erfüllt, und die Seeleute haben sich eine kurze Erholungspause im Kriegshafen verdient (Bild rechts außen).





Der schwarze Jet

VON HARRY THÜRK

1. Fortsetzung

Am 1. Mai 1960 starten vom Flugplatz Peshawar in Pakistan zwei amerikanische Flugzeuge. Collins, der Pilot der ersten Maschine, ist beauftragt die sowjetische Grenze abzufliegen, um die sowjetischen Radarstationen auf sich zu lenken. Francis Gary Powers, Pilot des anderen Flugzeuges, wurde eine andere Flugroute befohlen: Stalinabad, Tscheljabinsk, Swerdlowsk, Archangelsk, Murmansk und von da nach Bodö in Schweden. Luftspionage über der UdSSR lautet der Auftrag. Noch ahnt Powers nichts von dem, was 20 000 Meter unter ihm auf der Erde vorgeht.

Auf dem Befehlsstand bekommt Major Woronow, Kommandeur der Batterie, die Schießwerte. Er weiß, wie gewissenhaft seine Soldaten arbeiten. Präzision ist das Geheimnis des Erfolges bei der Bedienung solcher elektronischen Kampfmittel wie der Flugabwehrraketen. Und die Soldaten der Batterie sind für ihre Präzision bekannt. Sie sind ein Kollektiv, das auf den Millimeter und auf den Bruchteil einer Sekunde genau zu arbeiten versteht. Der Major ist sich der Bedeutung des Befehls bewußt, den er nun zu geben hat. Für den fremden Eindringling, der sich da so frech am Himmel über der Sowjetunion tummelt, ist das Ende seines Fluges gekommen. Es ist genau 8 Uhr 55.

„Feuer!" befiehlt Woronow.

Eine lange Stichflamme zischt über die Erde, läßt sie erzittern. Heulend fegt die Rakete davon, ihrem Ziel entgegen. Die Köpfe der Soldaten sind über die Zieleinrichtungen gebeugt. Eine unerträgliche Spannung liegt über allen. Ferngläser richten sich in das klare Blau des Himmels. Und dann ist dort oben plötzlich, mit dem bloßen Auge nicht erkennbar, die Explosionswolke. Der Soldat Slepow reißt als erster die Arme hoch. Er schreit so laut, daß die ganze Batterie es hört: „Treffer, Genossen!"

*

Hoch oben, im nördlichen Norwegen, liegt an der Mündung des Saltfjordes die Stadt Bodö. Sie ist eingerahmt von den Küstengebirgen. Buntgestrichene Häuser mit großen Fenstern geben dem Fremden das Gefühl, eine friedliche, arbeitsame Stadt zu besuchen. Die Werften stellen kleine Seefahrzeuge her, und die Boote der Fischer schaukeln an den Anlegestellen.

Die Geschichte der Stadt in den Jahren des zweiten Weltkrieges ist gekennzeichnet von der barbarischen Grausamkeit, mit der die faschistische Kriegsmaschine fremde Länder heimsuchte. Im Jahre 1940 war Bodö ein kleines Städtchen mit etwa 6000 Einwohnern. Am 27. Mai 1940 vernichteten deutsche Bombenflugzeuge diese Stadt in einem Angriff, der zwei Stunden dauerte, und dem über 400 der 760 Wohnhäuser zum Opfer fielen. Auch fast alle öffentlichen Gebäude wurden dem Erdboden gleichgemacht. Zwei Drittel der Einwohner wurden obdachlos.

Der Flugplatz Bodö, angelegt im Zentrum der Stadt, diente später den faschistischen Fliegern als Basis für ihre Angriffe auf die nach Murmansk dampfenden Geleitzüge. Er ist eine Erbschaft, die das faschistische Deutschland dem befreiten Norwegen überließ. Sowjetische Kriegsgefangene hatten diesen Flugplatz, hungrig und nur dürftig bekleidet, in der grimmigen Winterkälte dieses nördlichen Landstriches bauen müssen. Heute ist der Flugplatz Bodö ein Stützpunkt der NATO. Der Umstand, daß er auch von Zivilfluglinien angeflogen wird, ändert nichts daran, daß er eine Gefahr für den Weltfrieden darstellt.

Ein hoher Pfahl mit Wegweisern steht unweit des Abfertigungsgebäudes. Von hier fliegt man 8 Stunden 40 Minuten nach London, 14 Stunden nach Madrid, 32 Stunden nach Tokio und nur 6 Stunden und 5 Minuten nach dem Nordpol, so geben es die Schilder an.

In dem neu aufgebauten Grand Hotel, das stets viele Touristen beherbergt, die ihren Flug hier unterbrechen oder die in der Zeit vom 5. Juni bis zum 9. Juli herkommen, um das Naturschauspiel der Mitternachtssonne zu beobachten, verläßt etwa gegen 9 Uhr an diesem 1. Mai ein unauffällig gekleideter Mann in mittleren Jahren sein Zimmer und nimmt eine Etage tiefer ein kurzes Frühstück ein.

Er bestellt Orangensaft und Toast, Eier und schwarzen Kaffee, und der Kellner nimmt ohne besonderes Interesse zur Kenntnis, daß der Gast seiner Sprache nach ein Amerikaner ist. Es reisen viele Amerikaner in Norwegen. Sie bringen Dollars und kaufen Andenken. Sie fotografieren viel, und außerdem sind sie freigebig mit Trinkgeldern.

Es dauert nicht lange, bis der Gast seinen schnell zubereiteten Imbiß gegessen hat. Er verläßt das Hotel zu Fuß und geht die kurze Strecke bis zum Flugplatz hinüber. Der Amerikaner, der hier so unauffällig ein Hotelzimmer belegt hat und nun den Weg zu den Gebäuden der auf dem Flugplatz stationierten NATO-Einheit zurücklegt, heißt dem Hotelportier zufolge Tools. Aber das ist nur einer der Namen, die er benutzt, wenn er auf Reisen ist. Und Mister Tools, oder wie er auch immer sonst noch heißen mag, ist viel auf Reisen.

Im Hangar des NATO-Stützpunktes steht eine schnelle Maschine für ihn bereit, deren Besatzung eben dabei ist, sich auf einen langen Flug nach den Vereinigten Staaten vorzubereiten. Tools begibt sich in die Kommandozentrale des Stützpunktes und erklärt dem diensthabenden Offizier nach einer kurzen Begrüßung: „Wir erwarten in etwa zwei Stunden eine Maschine. Sie bringt Kurierpost. Bitte, machen Sie eine Piste frei."

Wenige Minuten später ist alles erledigt. Mister Tools hat den Ausweis eines Sonderbeauftragten der CIA. Das beseitigt alle Hindernisse. Er weiß, daß inzwischen die Radarstationen benachrichtigt worden sind und dem Anflug der U-2, die er erwartet, nichts mehr im Wege steht. Sobald das schwarze Flugzeug auf der Landebahn ausgerollt ist, wird ein speziell dafür ausgesuchter Trupp des Bodenpersonals die Kameras und Tonbandgeräte ausbauen, wird sie zu der bereits wartenden Kuriermaschine schaffen, mit der Tools dann, ohne Zeit zu verlieren, nach Washington fliegen wird.

Während Tools sich in einen Sessel fallen läßt, erlebt er die Landung der U-2 schon im voraus. Das schwarze Flugzeug wird ausrollen, und dann wird der Pilot ein schwarzes Tuch schwenken. Das besagt, daß nicht das norwegische Bodenpersonal, sondern jener ausgesuchte Trupp des NATO-Stützpunktes sich der Maschine nähern darf. Eigentlich eine lächerliche Kleinigkeit, denkt Tools, aber trotzdem ist sie wichtig, denn es handelt sich um höchst wertvolles Spionagematerial, das die U-2 mitbringt, und wie leicht kann das durch den unbedachten Zugriff eines Ungeübten verdorben werden.



Er brennt sich eine Zigarette an und wartet. Ab und zu sieht er, wie eine Gruppe Reisender sich zu einer Zivilmaschine begibt, die dann zum Start rollt und nach einer Kurve über der Stadt seewärts verschwindet. Tools lauert nicht zum erstenmal auf ein Flugzeug vom Typ U-2. Er gehört zum Operativstab der Abteilung 10/10, und er weiß genau, was die Kameras leisten, die in den schwarzen Fernaufklärer eingebaut sind. Sie arbeiten in einer genau ausgeklügelten Reihenbildtechnik und nehmen mit ihren drei quer zur Flugrichtung angeordneten Linsen einen langen, breiten Geländestreifen unter der Maschine auf. Dabei ist die Folge der einzelnen Aufnahmen so der Fluggeschwindigkeit angepaßt, daß sich die Bilder nach der Entwicklung lückenlos aneinanderreihen lassen. Bei der Höhe, in der die U-2 fliegt, ist der auf diese Art aufgenommene Geländestreifen viele hundert Kilometer breit. Eine erstklassige Erfindung. Sie allein ermöglicht es, in Friedenszeiten bereits das Territorium eines Landes genau auszukundschaften, das man zu einem späteren Zeitpunkt angreifen wird. Bombenziele, das ist es, was die U-2 auf ihren Fotografien mitbringt. Im Pentagon wartet man sehnsüchtig darauf.

Während die Zeit verstreicht, sieht Tools immer wieder nach der Uhr. Der Pilot der Kuriermaschine meldet startklar. Tools nimmt die Meldung entgegen, ohne etwas zu erwidern. Seit einer halben Stunde müßte die U-2 angekommen sein. Als es elf Uhr ist, erhebt sich der Amerikaner beunruhigt und veranlaßt eine Nachfrage in Peshawar. Per Funk erhält er die Auskunft, daß der Pilot der U-2 bisher kein Notsignal gegeben hat.

„Danke", sagt Tools mit verschlossenem Gesicht zu dem Funker. Er setzt sich wieder in den Sessel in der Halle und blickt durch das große Fenster hinaus. Er ist ungeduldig, und man kann es ihm ansehen. Was soll er davon halten, daß die U-2 ihre vorgeschriebene Ankunftszeit bereits erheblich überschritten hat? Nervös brennt er sich eine neue Zigarette an und beginnt, in der Halle hin und her zu laufen.

Aber die U-2 kommt nicht.

*

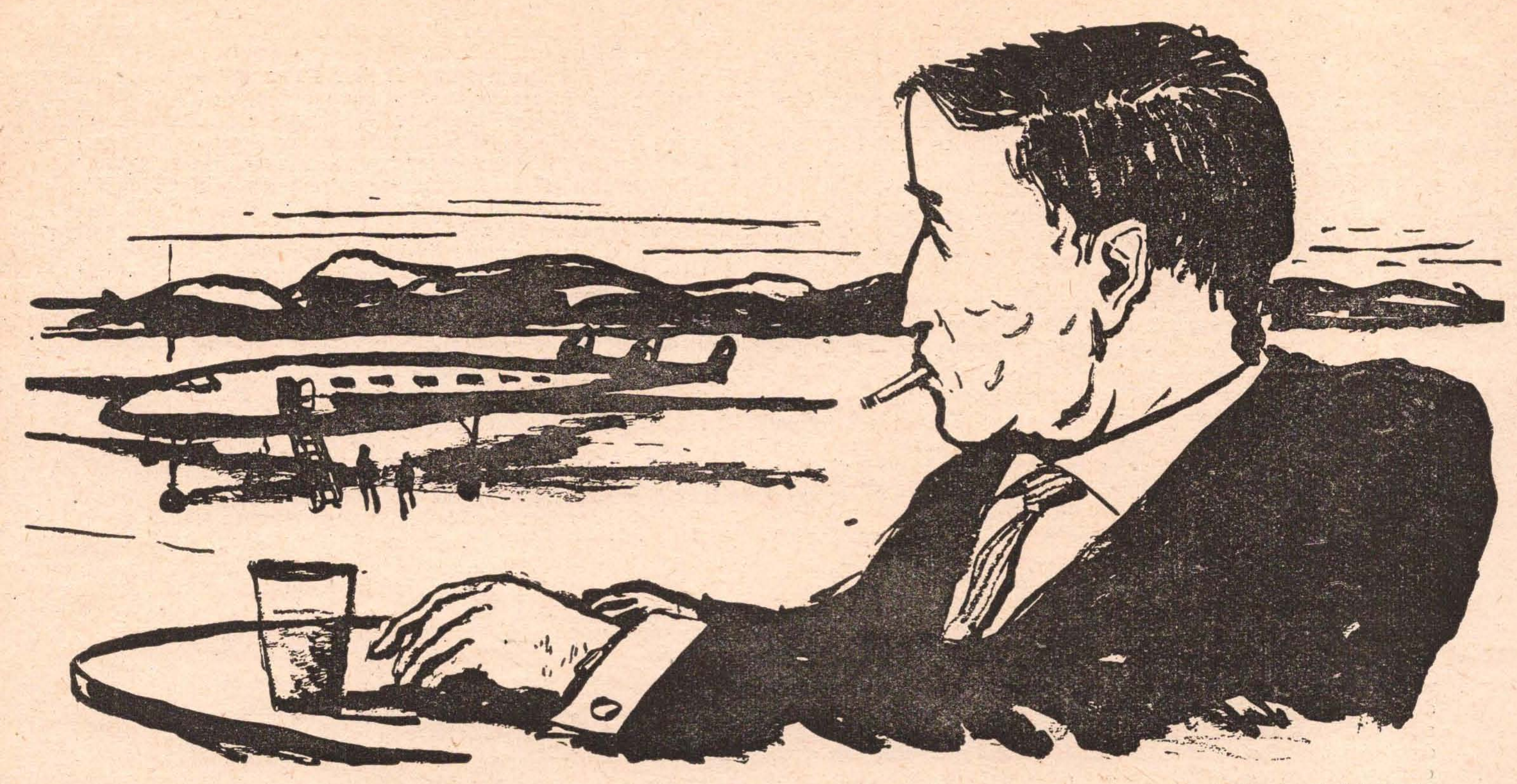
Dieser 1. Mai dieses Jahres 1960 ist ein wunderschöner Tag. Die Sonne löst nach und nach die leichten Dunstschleier auf, die über der Erde liegen. Hoch oben gibt es ein paar vereinzelte Wolken, weiß und flauschig. Der Himmel darüber ist strahlend blau. Noch ist früher Morgen. Aber um diese Zeit und an diesem Tag schlafen die Werktätigen der Sowjetunion nicht mehr. Überall im ganzen Land, von der polnischen Ostgrenze bis Wladiwostok, von den sibirischen Ebenen bis zu den malerischen Dörfern an der Südgrenze feiert man entweder schon den großen Kampftag der internationalen Arbeiterklasse oder ist dabei, sich darauf vorzubereiten. Blumensträuße und bunte Luftballons werden zurechtgelegt, hier und da ein letzter Griff an einem Transparent getan. Es gibt kaum eines der vielen Spruchbänder, das nicht das Wort «МИР» trägt.

Francis Gary Powers, der um diese Zeit in einer Höhe von 20 Kilometern ein Spezialflugzeug über das Territorium der Sowjetunion steuert, ahnt nichts von dem, was auf der Erde unter ihm vorgeht. Er hat kein gutes Gefühl, denn er weiß, daß dieses Land da unten nicht mit den üblichen Maßstäben zu messen ist. Powers hat keine Vorstellung davon, was Sozialismus ist. Er kennt die Schlagworte aus der amerikanischen Presse über die angebliche Gefahr des Weltkommunismus und die verzerrten, grünen Gesichter, die die Kommunisten in den Comicbeilagen der Sonntagszeitungen haben. Aber auch von diesen Zeitungen hat er in der letzten Zeit verhältnismäßig wenige gelesen.

Er kann aus dieser Höhe von dem Land unter sich nicht viel erkennen. Sein geschultes Auge erkennt zwar, wenn er sich über weiten, grünen Waldflächen befindet, und die Instrumente zeigen ihm die Gebirge an, aber er interessiert sich kaum dafür. Nie zuvor in seiner Laufbahn ist Francis Gary Powers so unbehaglich zumute gewesen wie bei diesem Flug. Der Gedanke, weit über der Sowjetunion zu fliegen, ist alles andere als beruhigend: Möglich, daß es wahr ist, was General Lynn sagt, daß die Russen keine ernstzunehmenden Flugabwehrraketen haben. Möglich auch, daß ihre Abfangjäger nicht in der Lage sind, in diese Höhen vorzudringen, und daß die Radarstationen die U-2 überhaupt nicht ausmachen können. Aber was geschieht, wenn doch etwas Unvorhergesehenes eintritt?

Powers verscheucht diese Gedanken. Er will nicht noch nervöser werden, als er ohnehin schon ist.

Die U-2 ist eine gelungene Spezialkonstruktion der Lockheed-Werke. Man hat in den Zeitungen zwar ihre Indienststellung bekanntgegeben, aber es sind kaum nähere Einzelheiten über sie bekannt geworden. So weiß man beispielsweise nicht, daß sie zweifellos das leichteste Flugzeug ihrer Klasse ist. Beim Bau wurden im wesentlichen Sperrholz und Kunststoffe verwendet. Der Anteil an Metallen, der sich fast ausschließlich auf den Motor beschränkt, ist so gering, daß die üblichen



Illustrationen: Paul Klimpke

Radargeräte kaum oder gar nicht darauf ansprechen. Dazu kommt, daß sie keine sehr schnelle Maschine ist. Sie besitzt eine Pratt & Whitney-Turbine mit 8000 kg Schub, die ihr nicht erlaubt, die Schallmauer zu durchbrechen. Sie fliegt langsam, das ist für die Erfüllung ihrer speziellen Aufgaben nötig, die Herstellung von Serien-Luftbildern aus großen Höhen. Hat die U-2 die dünneren Luftschichten erreicht, dann versieht das Triebwerk hauptsächlich noch Steuerfunktionen. Die Maschine aber segelt mit Hilfe ihrer 15 m langen, breiten Tragflächen auf ihrer Route. Man könnte sie einen Zwitter zwischen einem Motor- und einem Segelflugzeug nennen.

Powers überfliegt mit einem schnellen Blick die Instrumente. Es ist alles in Ordnung. Die Kameras sind eingeschaltet, die Tonbänder, die den sowjetischen Funkverkehr und die Radarimpulse aufnehmen, laufen störungsfrei. Der Karte nach fliegt er auf Swerdlowsk zu, eins der großen Industriezentren des Landes. Noch kurze Zeit, dann wird er die erste Hälfte des Fluges hinter sich haben. Wenig später kontrolliert er wieder die eingeschalteten Kameras. Vor ihm läuft die elektrische Borduhr. Es ist 8 Uhr 55, als Powers plötzlich einen harten, schmetternden Schlag in der Maschine spürt. Im selben Augenblick blendet ihn eine rötlichgelbe Stichflamme.

Was ist geschehen? Powers hat keine Zeit, Überlegungen anzustellen. Der Schlag, der die Maschine offenbar im Heck getroffen hat, dort wo die Ausstoßöffnung der Düse liegt, hat den Piloten vom Sitz gerissen und unter das Instrumentenbrett geschleudert. Benommen versucht er sich aufzurichten. Der Sauerstoffhelm scheint nicht beschädigt zu sein, er spürt, daß er atmen kann. Gleichzeitig aber merkt er, daß die Düse der U-2 nicht mehr arbeitet und daß die Maschine steuerlos ist. Sie torkelt und überschlägt sich, stürzt ab.

Powers weiß nicht, was geschehen ist. Hat es eine Explosion im Triebwerk gegeben? Krampfhaft versucht er, sich unter dem Instrumentenbrett hervorzuarbeiten. Als die Maschine sich während des Sturzes überschlägt, wird er in den Sitz zurückgeworfen, und es gelingt ihm, sich festzuhalten.

Seine Finger bewegen den Hebel des Schleudersitzes, aber er funktioniert nicht mehr. Powers denkt nicht daran, daß dieser Griff seinen Tod hätte bedeuten können. Die mit dem Schleudersitz gekoppelte Zerstörladung hätte ihn zerrissen.

Wieder hämmert er auf den Auslöser, aber er funktioniert nicht. Die Maschine stürzt tiefer und tiefer. Da löst Powers kurz entschlossen die Befestigung das Kabinendaches. Es ist gefährlich, auf diese Art aus einer stürzenden Maschine zu steigen, aber es bleibt ihm keine andere Wahl.

Die U-2 hat inzwischen ein Drittel ihrer Höhe verloren. Sie stürzt langsam, weil sie leichter ist als die Ganzmetallkonstruktionen, aber Powers hat trotzdem nicht mehr viel Zeit.

Er sieht, wie die Plexiglasverkleidung des Kabinendaches davonflattert. Dann wartet er, bis die Maschine in einer Lage ist, bei der er sich verspricht, freizukommen. Er stößt sich kräftig ab, läßt sich ein paar hundert Meter fallen, und dann betätigt er den Schirm. Wenige Sekunden später kommt der Ruck, der ihm anzeigt, daß der Schirm sich geöffnet hat.

Unter Powers stürzt die U-2 zur Erde. Der Fallschirm trägt den Piloten langsam hinterher. Und jetzt? fragt er sich. Was wird jetzt kommen? Pilot Powers hat Angst.

*

Das Dorf, in dem an diesem Morgen der Kraftfahrer Wladimir Surin feierlich seinen neuen Schlips bindet, unterscheidet sich wenig von den vielen anderen Dörfern um Swerdlowsk herum. Saubere, weißgestrichene Gebäude, die großen Viehställe und Scheunen der Kolchose, blühende Sträucher in den Gärten, hier und dort ein Motorrad, das am Vortage blankgeputzt wurde, Autos, abgestellte Landmaschinen, Gruppen von Bauern, die vor dem Kulturhaus stehen, junge Mädchen, die kichernd darüber beraten, mit welchem Burschen sie am Abend am liebsten tanzen möchten, ein paar Greise, die behaglich in der Morgensonne ihre Pfeifen rauchen, und Kinder, die sich ebenso wie die Erwachsenen auf die Maifeier freuen und auf den festlichen Abend, weil ihre Eltern dann einmal nicht so genau auf die Zeit achten und sie länger aufbleiben, dem Treiben zusehen können.

Wladimir Surin hat einige Schwierigkeiten mit seinem Schlips, denn für gewöhnlich verzichtet er auf diesen eleganten Schmuck. Er trägt lieber Hemden mit weit offenem Kragen und im Winter einen Pullover.

Er hat gerade den Knoten so geschlungen, daß er nicht allzu anfängerhaft aussieht, und betrachtet sein Werk nochmals zufrieden im Spiegel, als er von draußen einen langen, heulenden Ton hört. Zuerst denkt er an eine Sirene, aber dann fällt ihm ein, daß es ein Feuerwerkskörper sein kann, den man zur Feier des Tages losläßt.

Mit ein paar Sprüngen ist er vor dem Haus, und dabei rennt er beinahe seinen Freund Kjomja Tschuschkin um, einen ehemaligen Matrosen, der behäbig sagt: „Freund, du hast das Aussehen eines Diplomaten, Ehrenwort!"

Doch Wladimir Surin deutet statt einer Erwiderung nur zum Himmel. Der Heulton ist verklungen. Und im gleichen Augenblick entsteht hoch oben im Blau ein kleines, weißes Wölkchen. Sekunden später erst ist ein Knall zu hören.

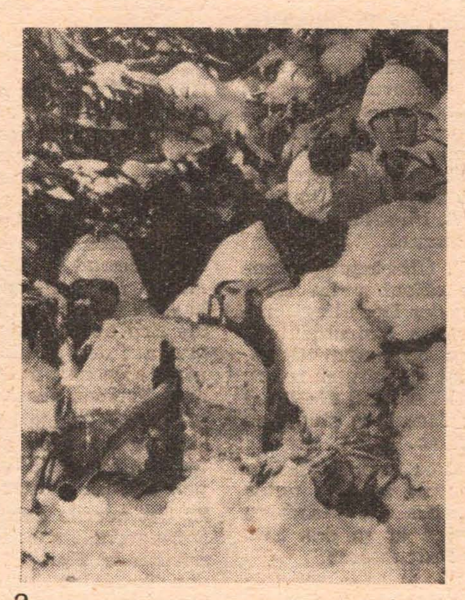
„Pyrotechnik", sagt Kjomja sachkundig. „Aber sie könnten sich mal was Originelles einfallen lassen. So was, wo eine Fahne zur Erde schwebt oder ..."
Er stockt, denn in diesem Augenblick ist wieder ein Geräusch zu hören, das ungewohnt ist. Ein fauchender, zischender Ton. Und dann, nach einer Weile, gibt es weit draußen auf dem Acker einen schmetternden Krach, dem Schweigen folgt. Nur eine Staubwolke steigt da hinten auf.
Die beiden Freunde sehen sich an. Überall stehen Leute vor den Häusern, die ebenso überrascht sind. Aber da haben die Kinder schon den weißen Punkt am Himmel entdeckt, der größer und größer wird.
Mit einem Satz ist Wladimir Surin ins Haus gesprungen, hat das Jackett übergeworfen und den Zündschlüssel zu dem „Pobjeda" eingesteckt, der in der Kolchosgarage steht. Draußen reißt er Kjomja mit sich.
„Los, komm ... da ist ein Flieger in Not!"
Zusammen rennen sie los. Der sonst so behäbige Kjomja springt mit einem Satz in den Wagen. Surin fährt ihn aus der Garage, und dann geht es in einem halsbrecherischen Tempo aus dem Dorf hinaus, Feldwege entlang, der Stelle entgegen, auf die der Fallschirm zuschwebt.
„Es ist ein Glück, daß sie bei uns so stabile Autos bauen ..." brummt Kjomja. „Was würden solche Fahrer wie du sonst machen!" Er muß sich festhalten, als Surin vom Wege abbiegt und über eine Wiese prescht. Wladimir Surin fährt wie der Teufel. Er tut es nicht zu seinem Vergnügen, nein, aber er sieht, daß hier ein Mensch in Not ist, und da kann jede Sekunde kostbar sein, wenn es gilt, ihm zu helfen. Er sieht, wie sich der Fallschirm mit dem daran baumelnden Flieger der Erde nähert. Nur ein paar Meter sind es von der Stelle, an der er mit Kjomja aus dem Wagen springt, bis dahin, wo der Flieger aufgekommen ist. Er liegt auf dem Rücken, aber er bewegt sich und scheint nicht verletzt zu sein.
Wladimir Surin und Kjomja Tschuschkin packen ohne viel Umstände zu. Sie streifen dem Piloten die Fallschirmriemen ab und helfen ihm, den weißen Helm abzunehmen, der die Zahl 29 trägt. In diesem Augenblick, als Kjomja gerade die Gurte des Schirms in der Hand hat, fällt ihm auf, daß sie in einer fremden Sprache beschriftet sind. Er stutzt und hält sie wortlos Surin unter die Nase.
Was ist das? Sogar ein ausländischer Flieger? Dieser 1. Mai verspricht, ein interessanter Tag zu werden, denkt Kjomja. Er ist ein gutmütiger, humorvoller Bursche, und Ausländer interessieren ihn selbstverständlich. Als es Surin endlich gelungen ist, den Flieger von seinem Helm zu befreien, sagt er gemütlich: „Na, Freund, das war aber noch mal Glück im Pech, was? Wo kommst du denn her?"
Der Pilot erwidert kein Wort. Er starrt die beiden an, und sein Gesicht hat einen unglaublich erschrockenen Ausdruck. Kjomja klopft ihm grinsend auf die Schulter und rät ihm: „Komm zu dir, Freund, du bist nicht im Jenseits, sondern bei uns! Hast Glück gehabt ..."
Quer über die Wiese kommt Pjotr Asabin gelaufen, ein Veteran des Großen Vaterländischen Krieges. Er ist außer Atem, aber er will sofort wissen, ob er helfen kann.
„Kaum", sagt Kjomja betrübt", „er scheint die Sprache verloren zu haben, und du bist kein Arzt." Aber irgend etwas kommt ihm bei der ganzen Sache nicht geheuer vor. Als er genauer hinsieht, merkt er, daß der eigenartige Flieger über seiner Nylonkombi eine Pistole trägt. Als er das sieht, hat Surin dem Fremden die Waffe bereits abgenommen.
„Vorsichtshalber", sagt er. „Denn mit dem stimmt etwas nicht. Das sieht ein Kind."
Asabin mustert den Piloten mißtrauisch. Er ist noch jung, und er ist kräftig.
„Kommt, Genossen", fordert er schließlich die beiden anderen auf. „Bringen wir ihn ins Dorf. Da werden wir weitersehen ..."
Sie nehmen ihn in die Mitte. Surin klemmt sich hinter das Lenkrad, und Kjomja sitzt auf der rechten Seite. Hinten sitzt Pjotr Asabin und achtet darauf, daß der Flieger keine Dummheiten macht. Immer noch hat er keinen Laut von sich gegeben.
Am Sowchosbüro steigen sie aus. Zwei Offiziere erwarten sie bereits. Sie führen den Fremden ins Büro und reden ihn deutsch an. Er schüttelt den Kopf. Dann bedeutet er ihnen

(Fortsetzung auf Seite 120)

DAS foto FÜR SIE

Bedingungen siehe Heft 1/61


1


2


3

Bitte geben Sie Ihre Bestellung für „Das Foto für Sie" rechtzeitig – für diese Serie bis zum 28. 2. 1961 – auf, und schreiben Sie Adresse und Absender in Blockschrift

Das Foto für Sie 2/61	Bild 1	Bild 2	Bild 3

Aus der BÜCHERKISTE

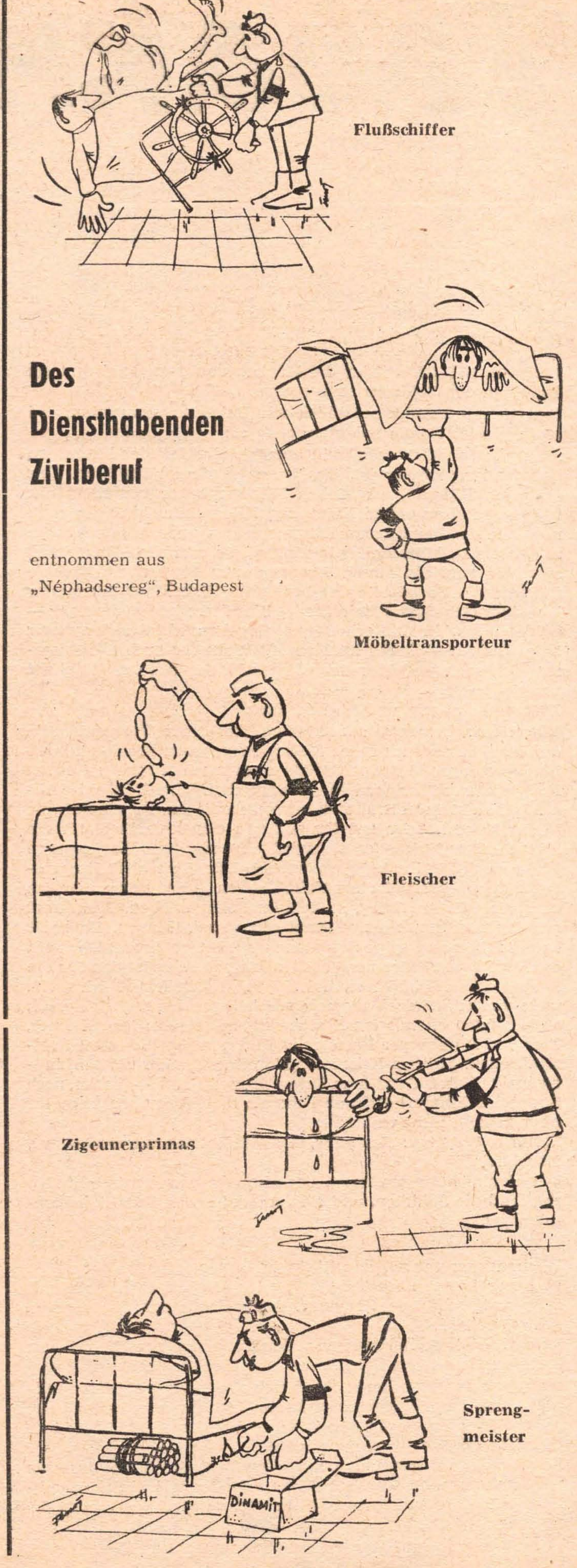
Eine kunstvoll geschnitzte Tabakpfeife geriet nach dem Kampf mit dem Banditen Baro-Schiro in die Hände des bettelarmen Zigeunerjungen Kolja. Kolja war ausgezogen, das Glück zu suchen. Statt dessen aber verfolgte ihn und die Seinen die Niedertracht der Reichen. Kolja verliert die liebsten Menschen, die Großmutter, später Onkel Petja und den Komsomolzen Agafon. Der Haß gegen den Zigeuner schlug ihm die Schultür vor der Nase zu und zückte gegen ihn das Messer. Kolja verlor auch seinen ersten Freund, jenen Rotschopf, der ihm einst im Dorfgefängnis vom schöneren Leben erzählte, das anbräche, wenn die armen Leute die Macht hätten. Fast schien es, als ginge die Prophezeiung des Rothaarigen, dem Kolja damals voll Verwunderung Baro-Schiros Pfeifchen schenkte, nicht in Erfüllung. Viele Jahre später aber, als der einst geschmähte Zigeunerjunge als Major der Sowjetarmee die geliebte Heimat gegen die Faschisten verteidigte, hatte sich alles zum Guten gewendet: Wo Banditen das Glück der einfachen Leute stören, werden sie vernichtet.

Wo aber verblieb das Banditen-Pfeifchen? Was wurde aus dem Rotschopf? Kolja begegnet beiden noch einmal. Unter welch ungewöhnlichen, für ihn überraschenden Umständen jedoch, verrät uns das humorvoll wie spannend geschriebene Buch Juri Nagibins **„Schwer erkämpftes Glück" (Deutscher Militärverlag, 4,90 DM).** Auch jene, die das Schicksal Koljas bereits im Film „Das Geschenk des Zigeuners" miterlebten, werden gern zu diesem guten Roman greifen.

Man erfährt nicht nur von **Cowboys und Kumpels,** man erfährt viel mehr in diesem Buche. „Big Bill" schreibt seine Erinnerungen, und der Bogen ist weit gespannt: Vom Hütejungen zum revolutionären Arbeiterführer, vom Westen Amerikas, dem „wilden Westen", bis zur Einladung in die junge Sowjetunion. Dazwischen liegen unmenschliche Arbeitsbedingungen. Vor Ort, tausend Meter unter der Erde, Streiks und Schießereien, aufrüttelnde Reden und Solidaritätsaktionen für eingekerkerte Kumpel, Zuchthäuser. Noch wehren sich die letzten Indianer verzweifelt gegen den Raub des Landes, das ihnen gehört, doch es wachsen schon Bohr- und Fördertürme in den Himmel. Gold, Eisenerze, Steinkohle — das gibt Profite, das macht das unwirtliche Land begehrenswert.

Aber mit den Gruben wächst ein starkes Proletariat. Spitzel, Provokationen, Terror — das sind die Mittel der Unternehmer, um die Gewerkschaften zu zerschlagen. Grubenbrände werden verschuldet. Hunderte Arbeiter kommen um — die Gewerkschaften auf die Anklagebank! Bomben explodieren — Arbeiterführer an den Galgen! Streikbrecher prellen Streikende um ihre Rechte. Ku-Klux-Klan lyncht Arbeiter. Mit Blut wird auch die Geschichte der amerikanischen Arbeiter geschrieben.

Bill Haywood schildert diesen Kampf seiner Klasse. Er erzählt spannend und sachlich von **Cowboys und Kumpels** und noch viel, viel mehr. Man sollte nur lesen . . . **(William D. Haywood „Unter Cowboys und Kumpels", Rote Dietz Reihe, 2,95 DM.)**



Des Diensthabenden Zivilberuf

entnommen aus „Néphadsereg", Budapest

Tabakmarsch

Die nachstehend veröffentlichte Episode entnahmen wir einer Neufassung der sowjetischen Erzählung von Alexander Bek „Die Wolokolamsker Chaussee“. Diese Erzählung wird im Jahre 1962 im Deutschen Militärverlag erscheinen.

(Fortsetzung und Schluß)

Morgens ließ ich wieder die Küchen aus dem Spiel und die Rationen den Soldaten so ausgeben.

Nach dem Frühstück befahl ich dem Bataillon, anzutreten, und wandte mich an die Soldaten, etwa so:

„Erstens: Ihr, Genossen, seid unzufrieden, daß der Marsch so lang und so schwer ist. Das ist extra derart befohlen. Uns erwarten Kämpfe, uns stehen Märsche bevor von nicht nur fünfzig, sondern vielen Hunderten Kilometern. Im Krieg muß man, um den Feind irrezuführen, um ihm unerwartete Schläge zu versetzen, Märsche fertigbringen, die erheblich länger und schwerer sind als dieser. Das sind nur Blüten, die Früchte folgen nach. So härtete der berühmte Heerführer Alexander Wassilewitsch Suworow seine — Wunderrecken genannten — Soldaten ab. Er hinterließ uns als Vermächtnis: ‚Schwierig beim Lernen — leicht im Kampf!‘ Wollt ihr euch auf Suworow-Art schlagen? Wer das nicht will, der trete zwei Schritt vor!“

Niemand trat vor, und ich fuhr fort:

„Zweitens: Ihr seid unzufrieden, daß trotz Vorhandensein der Feldküchen euch rohes Fleisch ausgegeben wurde und daß ihr gezwungen wart, todmüde auch noch Suppe in euren Kochgeschirren zu kochen. Das geschah ebenfalls mit Absicht. Glaubt ihr etwa, daß beim Gefecht immer eine Küche in der Nähe ist? Da irrt ihr euch! In der Schlacht bleibt die Küche oft zurück oder sie wird abgeschnitten. Es kommen Tage, an denen ihr hungern werdet. Hört ihr's alle? Ihr werdet hungern, werdet ohne Tabak sitzen — das verspreche ich euch. So ist's im Krieg, so ist's im Soldatenleben. Manchmal satt bis obenhin, ein andermal mit leerem Magen. Da heißt es aushalten und seine Soldatenehre nicht verlieren! Da heißt es, Kopf hoch! Jeder muß kochen können. Was ist das für ein Soldat, der sich nicht einmal Suppe kochen kann? Ich weiß, viele von euch haben niemals selbst Essen bereitet. Ich weiß, viele gingen abends ins Restaurant und riefen: ‚He, Kellner, Bier und Hamburger Beefsteak!‘ Und nun plötzlich statt Beefsteak einen Fünfzig-Kilometer-Marsch mit mehr als fünfundzwanzig Pfund Gepäck auf dem Buckel, und — koche noch Suppe im Eßnapf! Seid ehrlich: als ihr kochtet, da habt ihr mich gehaßt, nicht wahr?“

Stimmen ertönten: „Ist wahr, Genosse Bataillonskommandeur, ist wahr!“

Der Funke hatte gezündet, der Kontakt war hergestellt. Ich verstand die Soldaten, und sie verstanden den Bataillonskommandeur.

*

Wir machten uns auf den Rückweg.

In unser Lager, nach Talgar, führte eine ausgezeichnete, mit Kies aufgeschüttete Chaussee. Auf solch einer Chaussee zu gehen, ist leicht.

Leicht? Also, weiter weg von der Chaussee, zum Teufel mit ihr! Werden wir im Krieg etwa über Kies marschieren?

Ich gab Befehl, die Leute hundert bis zweihundert Meter seitwärts von der Chaussee zu führen. Sind Steine auf dem Weg, so geh über Steine; ist ein Abhang auf dem Weg, überquere ihn; ist's ein Sandweg, marschiere!

Es war ein vollkommen windstiller Tag. Die Sonne brannte unbarmherzig. Es war, als stiege von der wie ein Ofen glühenden Erde durchsichtiges Flimmern empor.

Ich wußte: für die Leute war's schwer. Ich wußte aber auch: es muß so sein im Krieg, es muß so sein für den Sieg.

An einem von Sonne überglühten Steilhang kamen wir auf ein großes Tabakfeld. Die Soldaten durchquerten es auf einem Pfad. Der Tabak — kasachischer Machorka — stand mannshoch. Nicht der leiseste Windhauch bewegte die breiten, duftenden, in der Sonne schmorenden Blätter.

Die Soldaten gingen. Und plötzlich, als das halbe Feld schon durchschritten war, als das Bataillon sich im Tabakdickicht langzog, begann es: die Leute fielen um.

Was war das? Einer schlägt hin, der zweite, zehn... Ich erschrak. Es war, als hätte eine seltsame, augenblicklich wirkende Epidemie uns ereilt. Die Leute fielen ohne Stöhnen und lagen da wie Tote.

Schnell wurden die Wagen entladen, die Maschinengewehre, die Minenwerfer, die Munition heruntergenommen, und wir brachten die Hingestürzten auf einen Hügel, an einen Bewässerungsgraben. Dort, weit entfernt von der Tabakausdünstung, kamen die Leute zu sich.

Doch war es kein Bataillon mehr. Die Kompanien waren durcheinandergeraten. Soldaten saßen und lagen, stöhnten, kühlten ihre Köpfe mit Wasser, manche erbrachen.

Ich sah unseren Arztgehilfen, den blauäugigen, nicht mehr jungen Kireew, einen Mann mit hilfsbereitem Herzen. Er lief geschäftig umher, gab Pulver aus. Ihm half der Politoffizier Bosshanow. Nachdem er sich einen Eimer besorgt hatte, holte Bosshanow Wasser aus dem Graben, ging mit dem Arztgehilfen umher und teilte den Liegenden Wasser aus.

Niemand erhob sich, als ich — der Bataillonskommandeur — herantrat.

„Aufstehen!“ kommandierte ich.

Nur einige führten den Befehl aus. Stöhnend erhob sich auch Kurbatow.

„Kurbatow, du?“

„Ach, ich, Genosse Bataillonskommandeur...“

War das wirklich er, auf den ich so stolz war, den ich den Soldaten als Musterbeispiel gezeigt hatte? Wie hatte es ihn erwischt!

„Was ist das für ein Schlappmachen? Wie stehst du vor dem Kommandeur?“

Kurbatow strengte sich an, reckte sich, wölbte die Brust und stand, wie es sich für einen Soldaten gehörte.

Ich ging zu einem anderen: „Warum stehst du nicht auf? Aufstehen! Wo ist das Gewehr?“

„Ach, Genosse Bataillonskommandeur..., ich weiß nicht, Genosse Bataillonskommandeur.“

„Wie stehst du da? Sofort erscheinst du bei mir mit Gewehr!“

„Wie finde ich das jetzt? Ich kann kaum gehen...“

„Befehl ausführen!“

„Sofort, Genosse Bataillonskommandeur... Ich habe meine Brille irgendwo verloren...“

Ach, Murin! Sofort kam eine Ersatzbrille auf die lange Nase. Und humpelnd machte Murin sich auf, sein Gewehr zu suchen.

Ich befahl den Kommandeuren, die Kompanien an der Chaussee antreten zu lassen, um weiter zu marschieren.

Eine Viertelstunde später war es soweit. Ich ritt die Front ab. Wie schlecht sie standen! Mit hängenden Köpfen, mit trüben Augen, viele stützten sich wie alte Leute auf ihre Gewehre.

„Bataillon, stillgestanden! Das Gewehr über! Im Gleichschritt — marsch!“

Die Kompanien bewegten sich vorwärts. Doch die Leute konnten kaum gehen, nicht im Gleichschritt, nicht ausgerichtet; einige hinkten leicht, sie marschierten nicht, sondern schleppten sich. Nein, so kommen wir nicht weiter!

Ich überholte die Kolonne und rief: „Halt!“ Dann erklärte ich den Soldaten: „Von hier bis zu jenem Baum müßt ihr im Paradeschritt marschieren. Bevor ihr nicht so marschiert, bleiben wir hier. Erste Kompanie, richt' euch!“

Wissen Sie, was das heißt: Paradeschritt? Parade auf dem Roten Platz. Alle heben zu gleicher Zeit die Beine und stellen mit voller Kraft die ganze Fußsohle wieder auf, sie knallen den Schritt hin.

Bis zum Baum waren es etwa zweihundert Meter.

Die erste Kompanie kam heran.

„Schlecht! Gilt nicht! Zurück!“

Die Kompanie kam von neuem.

„Wieder schlecht. Gilt nicht! Zurück!“

Ich war böse, aber auch sie.

Sie marschierten zum drittenmal. Da ging's vielleicht los! Sie trommelten derart, schlugen mit ihren Fußsohlen derart auf, daß man unwillkürlich dachte, ob sie nicht die Chaussee zermalmen. Vor einer Minute noch haßte ich diese Schlappschwänze, und sie waren wütend auf mich. Plötzlich ergriff mich eine solche Liebe...

„Prachtkerle! Prachtkerle!“

Das war mir vor lauter Freude so herausgeschlüpft.

„Wir dienen der Sowjetunion!“ schrie die Kompanie im Takt. Und die Sohlen der schweren Soldatenstiefel schlugen alle gleichzeitig noch härter auf.

Mutig, kräftig marschierten sie wie auf dem Roten Platz.

So machte ich es mit allen Kompanien. Auch die zweite und dritte mußten wieder zurück, bis sie die zweihundert Meter im Paradeschritt marschierten.

Als letzte kam die Maschinengewehrkompanie. Die Soldaten hielten von Anfang an Schritt. Im ersten Glied schritt der lange Murin; er schmiß die Füße aus voller Kraft; die rechte Hand bewegte sich, als schlüge sie den Takt zur Musik; die Brillengläser funkelten; auf seinem Gesicht spiegelte sich wahre Freude wider.

Nahe bei Talgar kam General Panfilow auf seinem niedrigen, kräftigen Pferd aus dem Ural. Er begrüßte das zurückkehrende Bataillon.

Als sie den General sahen, nahmen die Leute Haltung an; auf Kommando marschierten die Kompanien wieder im Paradeschritt. Und die müden, aber im Gleichtakt schreitenden Soldaten warfen ihre Köpfe stolz zurück: ja, so sind wir!

Panfilow lächelte. Von den schmalen Augen liefen über die braungebrannte, gleichsam geröstete Haut kleine Runzeln. Er stellte sich in den Steigbügeln auf und rief:

„Gut geht ihr! Dank, Genossen, für euren Eifer!“

„Wir dienen der Sowjetunion!“

Das Bataillon brüllte so laut, daß das kleine Pferd scheu wurde. Unwillkürlich zog Panfilow die Zügel an, schüttelte den Kopf und lachte.

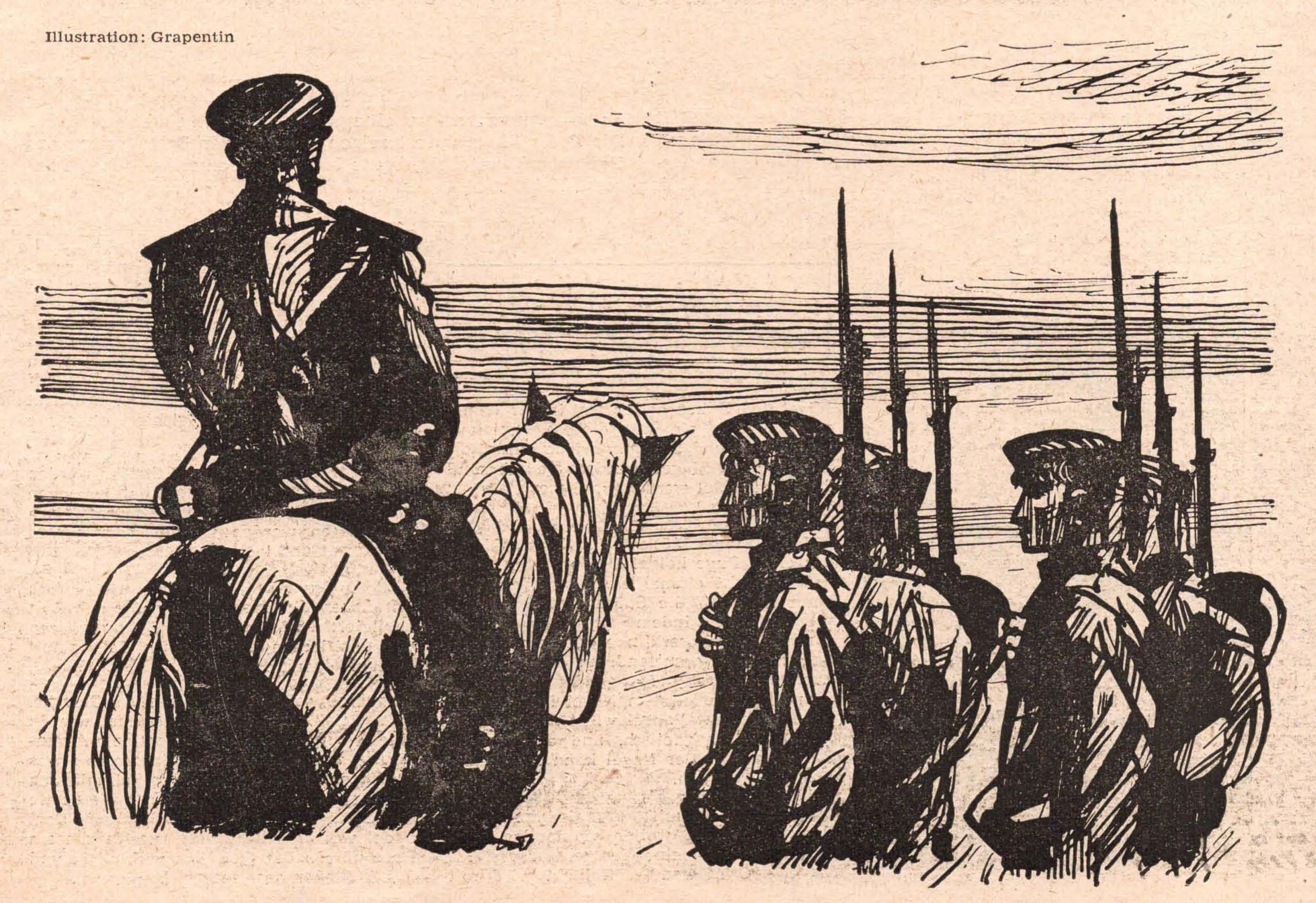
Jetzt rief auch ich diese Worte mit den Soldaten zusammen. Ich antwortete nicht nur dem General allein. Ich hätte jedem beliebigen Soldaten, jedwedem Kommandeur, dem eigenen Gewissen, wem immer, der mich laut oder lautlos fragen würde: „Warum bist du so streng?“ mit Stolz ebenso antworten können: „Ich diene der Sowjetunion!“

Wir kamen zur angegebenen Zeit zurück.

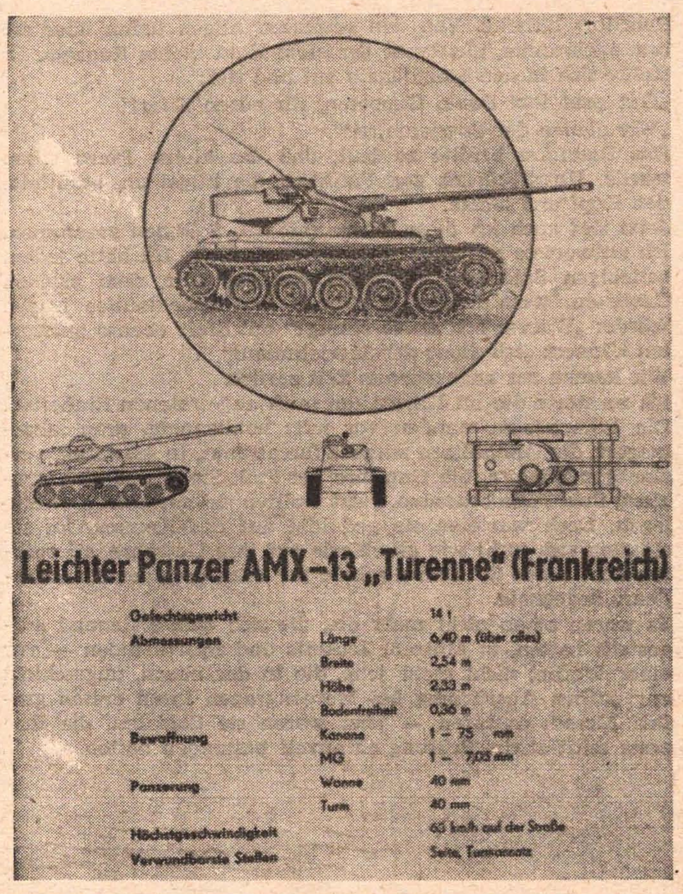
Ich musterte die im Karree um mich angetretenen Einheiten. Die Rotarmisten standen vor mir: hohlwangig, grau, abgemagert, die Feldmützen schweißdurchtränkt, in schweren, verstaubten Stiefeln, die Gewehre bei Fuß. Sie waren abstrapaziert, ihre Füße brannten. Jetzt wollten sie nur eins: sich hinlegen. Doch warteten sie geduldig auf das Kommando; sie stützten sich nicht wie alte Kerle auf ihre Gewehre, sie reckten sich in den Schultern, sobald ihr Blick dem des Kommandeurs begegnete.

Es waren schon nicht mehr die, die sich zum erstenmal aufgestellt hatten, in Mützen, Jacketts und Sporthemden — vor einer Woche; nicht mehr jene, die in der neuen, ungeschickt angepaßten Ausrüstung bei Morgengrauen ihren ersten großen Marsch antraten — jetzt waren sie Soldaten, die ihre erste militärische Prüfung ehrenvoll bestanden hatten.

Illustration: Grapentin



NACH DIENST *in der Bastelecke*



Leichter Panzer AMX-13 „Turenne" (Frankreich)

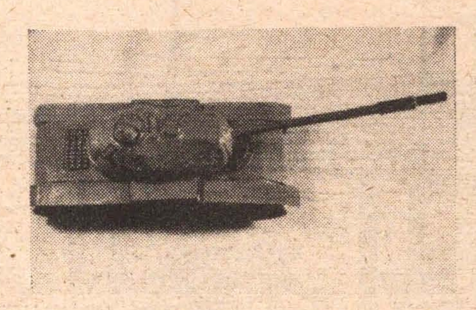
Gefechtsgewicht		14 t
Abmessungen	Länge	6,40 m (über alles)
	Breite	2,54 m
	Höhe	2,33 m
	Bodenfreiheit	0,36 m
Bewaffnung	Kanone	1 – 75 mm
	MG	1 – 7,05 mm
Panzerung	Wanne	40 mm
	Turm	40 mm
Höchstgeschwindigkeit		65 km/h auf der Straße
Verwundbarste Stellen		Seite, Turmansatz

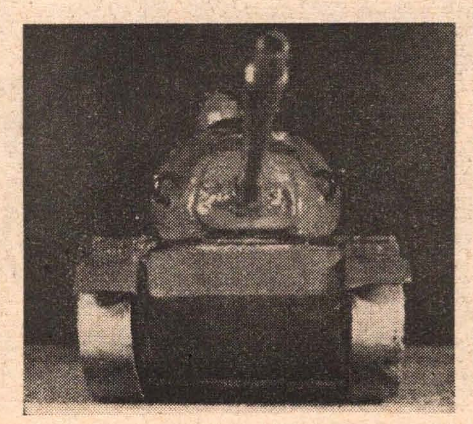


Schwerer Panzer „M-103" (früher T-43) (USA)

Gefechtsgewicht		54,3 t
Abmessungen	Länge	11,40 m (über alles)
	Breite	3,75 m
	Höhe	2,86 m
	Bodenfreiheit	0,42 m
Bewaffnung	Kanone	1 – 120 mm
	MG	1 – 12,7 mm
		1 – 7,62 mm
Panzerung	maximal	15 cm
Höchstgeschwindigkeit		34 km/h
Bemerkungen	– hoher Kraftstoffverbrauch (500 l je 100 km) verursacht geringen Fahrbereich	

In Ergänzung unseres Beitrages „Panzer auf Schienen" (Heft Nr. 1/1961) veröffentlichen wir heute zwei weitere Vorlagen zum Selbstbau von Panzermodellen für den Erkennungsdienst. Die angegebenen Abmessungen sind im Verhältnis 1 : 40 umzurechnen, um eine günstige Modellgröße zu erhalten. Die Fotos (links unten) zeigen das von der Bastelgruppe des Genossen Tews nachgebaute Modell des amerikanischen Panzers „M-103".





Kleine Kniffe

Nägel und Haken halten fest in der Wand, wenn sie in ein mit dickem Brei aus Wasserglas und Schlämmkreide ausgefülltes Loch geschlagen werden. Jedoch muß flink gearbeitet werden, da dieser „Mörtel" rasch hart wird.

Mit dem Finger läßt sich ein Nagel schlecht aus einer Fuge holen! Und ist sie so eng, daß es nicht einmal ein Magnet schafft, dann läßt sich die Sache einfach so bewerkstelligen, indem man ein dünnes Blech, eine Messerklinge oder einen ähnlichen Metallgegenstand, an den man für kurze Zeit einen Magnet hält, zu dem Schräubchen oder dem Nagel in die Fuge steckt. Die Metallangel wirkt so für einen Augenblick magnetisch, und die verirrte Schraube oder der Nagel kann leicht herausgeholt werden.

Bastelarbeiten mit organischem Glas (Plexiglas) u. ä. wollen verstanden sein. Zum Biegen ist eine Temperatur von 130 bis 150 °C notwendig. Geklebt wird mit Chloroform, dem Plexiglasfeilspäne zugesetzt werden. Berührungsflächen werden vor dem Kleben aufgerauht.

Zum Lockern festangezogener Schrauben verwendet man einen Schraubenzieher, an dessen Schaft noch ein zweiter Griff waagerecht angeschweißt wurde. Er wirkt wie ein Hebel und erleichtert sehr die Arbeit.

Hanfzwirn, Bindfaden und Stricke werden fast bis zur Unzerreißbarkeit haltbar, wenn man sie in eine Alaunlösung legt. Nach 30 Minuten werden sie aus diesem Bad genommen und langsam getrocknet.

Rost an den Händen waschen wir einfach mit dickem Seifenschaum ab, der den Rost emulgiert. Von Papier oder Glas beseitigen wir Rostflecken durch feines Reiben mit einer Brotkrume.

Gewebe imprägniert man so: Das Gewebe, zum Beispiel Wollstoff, tauchen wir in eine lauwarme fünfprozentige Alaunlösung, winden es aus und lassen es etwas trocknen, um es dann in eine Seifenlösung zu legen. Diese besteht aus 20 g Kernseife auf einen Liter lauwarmes Wasser. Dort bildet sich unlösliche Mineralseife, die ein Durchnässen des Gewebes verhindert und das Abfließen des Wassers begünstigt.

glaserweisheiten . . . glaserweisheiten . . . glaserweishei

Neulich standen die Genossen der Bastelgruppe einer Flak-Batterie vor einem Problem. Sie bauten an einem beleuchtbaren Kasten für den Flugzeugerkennungsdienst. Alles war soweit fertig: der Rahmen, die Schaltungen, die Zellen und auch die Silhouetten der verschiedenen Flugzeugtypen. Nur eines fehlte noch — die Verglasung mit Milchglas. Und hier lag der Hund begraben. Wie konnten die Scheiben glatt beschnitten werden, und das Schlimmste, wie können Löcher in die Scheiben gebohrt werden? Diese Fragen erregten die Genossen. Zwar hatten sie einen Glasschneider, aber glatte Schnitte hatten sie mit dem Ding noch nicht zustande gebracht. So saßen sie und grübelten hin und her, bis Egon, die wandelnde Kartei, aufsprang und verkündete: „Ich gehe jetzt zur Dritten und hole Feldwebel Bergner, der ist doch von Beruf Glaser, soviel ich weiß."

Gesagt, getan. Nach einigen Minuten — Egon hatte Bergner kraft seiner Überredungskunst bewogen, seine Briefmarkenlupe wegzulegen — waren die beiden im Bastelraum der Batterie. Gleich begann der „Glas-Feldwebel" seinen Vortrag.

„Also, Glas ist ein sehr empfindliches Material", hub er an. „Glas wird hauptsächlich mit einem Diamanten geschnitten. Das, was ihr da habt, ist ein Widia-Rädchen, für meine Begriffe eine ‚Prothese'. Ein Glasschneider ist so: In einem Schaft ist ein Diamantsplitter eingesetzt, der nur mit e i n e r scharfen Kante schneidet. Der Schaft ist daher an der Seite, an der das Lineal angelegt werden muß, mit einem Zeichen versehen. Wenn wir versuchen, in welcher Lage der Diamant schneidet, so ziehen wir ihn unter mäßigem Druck am Lineal entlang. Ein richtiger Schnitt ist kaum zu sehen, dafür ist er jedoch tief. Ein als weiße Spur sichtbarer Schnitt ist oberflächlich und garantiert kein genaues Abbrechen des Glases. So."

Bergner hatte mit Leichtigkeit einen fachgerechten Schnitt hingelegt.

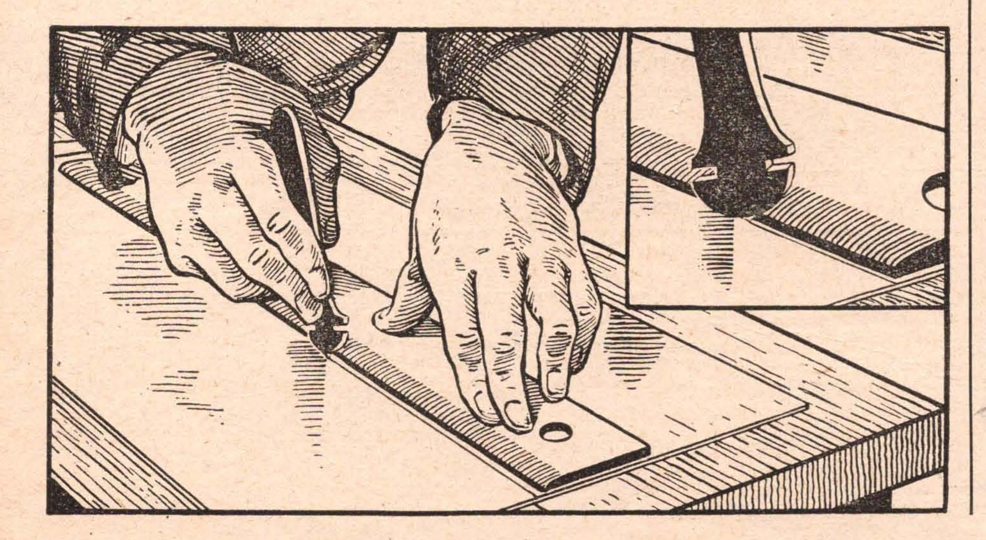
„Den der ganzen Länge nach eingeritzten Strich beklopfen wir jetzt von unten mit dem Metallende des Schaftes", fuhr er fort. „Wir sehen, daß sich der Riß dabei weitet. Nun legen wir die Scheibe mit dem Schnitt nach oben auf die Tischkante und brechen sie unter mäßigem Druck. Schneiden wir Tafelglas, dann legen wir eine stärkere Wolldecke unter, damit das Glas nicht springt.

Da ihr ja auch bohren wollt, muß ich wohl noch ein paar Takte zu diesem Thema sagen", sprach er zu den Umstehenden und legte den Diamanten behutsam beiseite.

„Löcher bohrt man mit Spezialbohrern aus harten Legierungen. Die Bohrstelle wird mit Petroleum oder in Terpentin aufgelöstem Kampfer angefeuchtet. Einen Glasbohrer, wenn die Möglichkeit dazu besteht, könnt ihr aus Silberstahl selbst anfertigen. Der Bohrer ist lanzettförmig, 3 bis 4 mm breit, mit einem Scheitelwinkel von 60 bis 70° und beiderseitig geschärft. Er wird kurz gehärtet.

Größere Löcher müssen mit einem Hohlbohrer gebohrt werden. Das ist ein Kupferröhrchen mit dem gewünschten Durchmesser, etwa 30 mm lang, auf einen Pfropfen aus hartem Holz gesetzt. In der Mitte des Pfropfens befindet sich eine Stahlspitze, die wir in das mit einem kleinen Bohrer vorgebohrte Loch setzen. Der Holzpfropfen wird in eine Tischbohrmaschine eingespannt und die Stahlspitze in die vorgebohrte Öffnung gesteckt. Das Glas wird mit einer Mischung aus Öl und Petroleum angefeuchtet und mit Karborundpulver bestreut. Unter mäßigem Druck wird eine Bahn im Glas herausgeschliffen. Sind wir in der Hälfte der Glasstärke, dann wenden wir das Glas und bohren von der anderen Seite auf die gleiche Weise weiter.

So, das war's, hoffentlich habt ihr alles mitgekriegt. Ich gehe jetzt und wünsche euch Erfolg bei der Bastelei." —ke





Schmiermaxe weiß Rat

Einmal Tippen genügt

Der Tipperstift oder „Tupfer" am Motorradvergaser führt oft ein über alle Maßen hartes Dasein. Von vielen jungen Fahrern wird er sogar regelrecht mißhandelt. Vielleicht glaubt mancher, er müsse ihn warm prügeln, damit die kalte Maschine sofort anspringt. Den unschuldigen Stift so intensiv zu „behämmern", ist jedoch ein Fehler, und zwar einer von der Sorte, die den Motorradbesitzer Geld kosten.

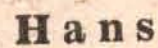
Vor allem muß Klarheit darüber herrschen, welche Aufgabe der Tipperstift überhaupt hat. Mit seiner Hilfe wird der Schwimmer gewaltsam heruntergedrückt und so die von ihm pflichtgemäß geschlossene Kraftstoffzufuhr wieder geöffnet. Es gelangt also mehr Kraftstoff in die Schwimmerkammer als das sonst der Fall ist. Sinn der Sache ist es, daß der Kraftstoff lediglich an der Düse überläuft — nicht aber auch noch am Schwimmerdeckel — und so beim Kaltstart im Vergaser ein fetteres Gemisch zur Verfügung steht.

Gleichzeitig mit dem Tupfen muß also das Gas voll aufgedreht werden, damit die Düsennadel die Düse freigibt. Tut man das nicht, dann ist das ganze Tippen witzlos. Selbstverständlich ist, daß dann beim Starten das Luftfilter oder der Luftschieber geschlossen wird.

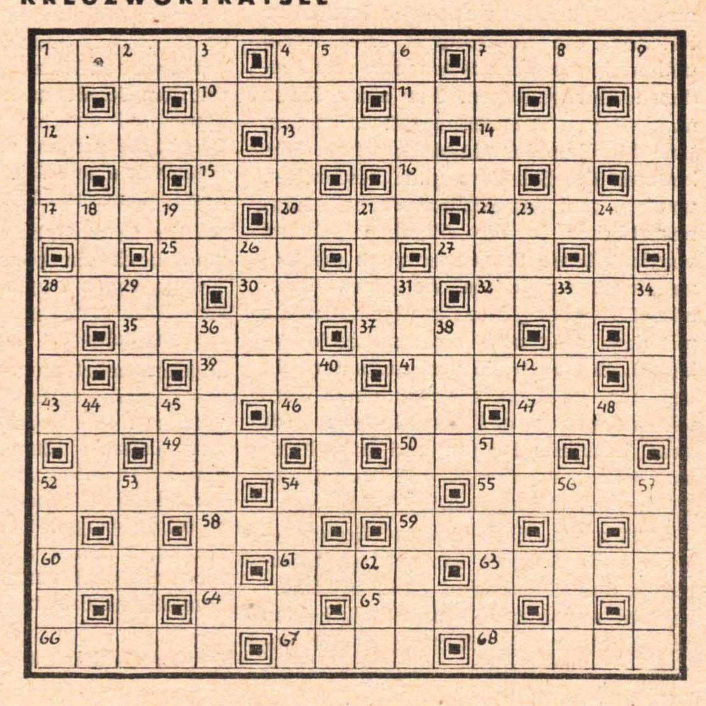
Demnach genügt es, den Stift e i n m a l kurze Zeit — bei vollem Tank, also größerem Druck, weniger als bei leerem — sanft mit dem Zeigefinger herunterzudrücken, wobei kein einziger Tropfen am Schwimmergehäuse überzulaufen braucht.

Bei einer MZ BK beispielsweise kann ein Fahrer, der das nicht weiß, bei viermaligem Tippen am Tage nahezu einen ganzen Liter Kraftstoff vergeuden; aber auch der Kraftstoff, der bei Maschinen mit offen liegenden Vergasern an kalten Tagen allein durchs Tippen am Schwimmergehäusedeckel herausläuft, ist manchen Fahrkilometer wert.

Das „Behämmern" des Tipperstifts ist also Unsinn und führt unter anderem auch zu Schäden am Schwimmer selbst. Haarrisse machen diesen empfindlichen Hohlkörper kraftstoffdurchlässig. Schon geringe Mengen eingedrungener Flüssigkeit vergrößern sein Gewicht so, daß er nach und nach immer mehr absinkt und dadurch der Kraftstoffspiegel im Schwimmergehäuse steigt. Damit wird die Einstellung des Motors unbemerkt immer fetter, und der Verbrauch steigt auf „rätselhafte" Weise, so daß der beste Motor plötzlich zum „Säufer" wird.



KREUZWORTRÄTSEL



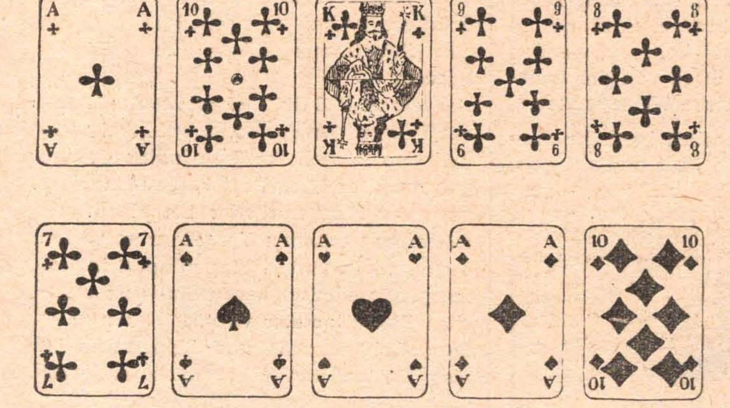
Waagerecht: 1. polnische Sportvereinigung, 4. Grundbaustein der Elemente, 7. bekannter deutscher Wintersportler, 10. ital. Münze, 11. Zeitmesser, 12. junger Zweig, 13. Bezeichnung für den Pferderennsport, 14. Himmelsrichtung, 15. Schweizer Kanton, 16. Stadt in Marokko, 17. deutscher Filmregisseur, 20. Pökelflüssigkeit, 22. Stadt in Niedersachsen, 25. Versammlungsraum, 27. Charaktereigenschaft, 28. altes Längenmaß, 30. Vorrichtung zur Ausnutzung der Windkraft, 32. Fallklotz, 35. Nebenfluß der Weser, 37. Kampfgas, 39. See in Nordamerika, 41. Hauptstadt der span. Insel Menorca, 43. Edelstein, 46. Salzsee bei Stalingrad, 47. Dramenfigur bei Schiller, 49. Generalsekretär der UN (1946/53), 50. Schweißstelle, 52. sowj. Schriftsteller („Ein ungewöhnlicher Sommer“), 54. Stadt in Nigeria, 55. Hauptschlagader, 58. von Portugal okkupiertes Gebiet in Vorderindien, 59. Fluß in Polen, 60. Baumfrucht, 61. Armee-Sportschütze, 63. Teil der Bahnanlage, 64. Abschiedsgruß, 65. Staat der USA, 66. elektr. Maßeinheit, 67. Stadt in der Ukraine, 68. deutscher Strom.

Senkrecht: 1. Schiffsführer, 2. norweg. Komponist (1843–1907), 3. Schweizer Alpenpaß, 4. Waffengattung, 5. Niederschlag, 6. Rohrverbindungsstück, 7. Antifaschist, 1944 ermordet, seine Frau gründete einen Ausschuß zum Schutz der demokratischen Rechte gegen westdeutschen Faschismus und Kriegsvorbereitung, 8. Form der sowj. Kollektivwirtschaft, 9. zentraler Himmelskörper, 18. Strom in Afrika, 19. Haustier, 21. Ostseehafen, 23. griech. Buchstabe, 24. poln. utop. Schriftsteller, 26. Maul des Rotwildes, 28. Nebenfluß der Fulda, 29. Baumschmuck, 31. hervorragender russ. Naturwissenschaftler (1711–1765), nach ihm wurde die Universität in Moskau benannt, 33. Sprengkörper, 34. männl. Vorname, 36. sowj. Heldenstadt, 38. Hauptstadt des Jemen, 40. Mittelmeerinsel, 42. Konstrukteur eines Motors, 44. Mädchenname, 45. Fluß in Mittelasien, 48. altes Gewicht, 51. Flugzeugschuppen, 52. Ziffer, 53. nordwestafrikanischer Hafen, 54. Paßgänger, 56. Fußballer des ASK Berlin, 57. dänische Insel, 62. Kurzname einer südamerikanischen Hauptstadt.



Mittelhand spielt mit vorstehendem Blatt Kreuz aus der Hand und verliert. Bevor er ans Spiel kommt, haben die Gegner bereits 60 Augen, obwohl noch 7 Augen im Skat liegen.

Welche Karten haben die Mitspieler, und wie verlaufen die ersten fünf Stiche? **M. Staude**



SILBENRÄTSEL

Aus den Silben a — a — an — at — ay — ca — ca — cher — dan — den — der — do — dril — drow — e — ein — fi — front — gli — gu — hat — heits — hid — i — jew — lais — lek — les — lex — lien — ling — mi — ne — ne — nen — o — ru — see — sing — so — so — ski — ste — stro — stroy — ta — to — ton — ti — tret — trick — tro — tschi — u — volt — ze sind Wörter folgender Bedeutung zu bilden:

1. Jagdgewehr, 2. Schöpfer der sowj. Nationalhymne, 3. europ. Hauptstadt, 4. Abzugsbeschleuniger an Sportpistolen, 5. kuban. Staatsmann, 6. dreimal hintereinander erfolgreicher Torschuß eines Spielers in demselben Spiel, 7. südamerik. Staat, 8. von E. Thälmann angestrebtes Bündnis mit der SPD, 9. Generalsekr. der KP Italiens, 10. Nadelbaum, 11. Maßeinheit der Energie in der Atomphysik, 12. österreich. Lustspieldichter (1801–1862), 13. Autor des Schauspiels „Emilia Galotti“, 14. russ. Lyriker (1802–1839), 15. frz. Hafenstadt, 16. Ostseeinsel, 17. europ. Staat, 18. Seebad an der Schwarzmeerküste, 19. Sprengkörper, 20. frz. Revolutionär. Bei richtiger Lösung ergeben die ersten und dritten Buchstaben, von oben nach unten gelesen, ein Soldatensprichwort.

KAPSELRÄTSEL

Faustregel — Odem — Pfund — Laken — Wirsing — Stranddistel — Keflavik — Kammer — Depesche — Schlauch — Agent.

Jedem dieser Wörter sind drei zusammenhängende Buchstaben zu entnehmen; aneinandergereiht ergeben sie einen Ausspruch des russ. Lyrikers Odojewski.

(Der Ausspruch diente Lenins „Iskra“ als Motto.)

Auflösungen aus Heft 1/61

Kreuzworträtsel. Waagerecht: 1. Hangar, 5. Bizet, 9. ELAS, 11. Waran, 12. Kassem, 13. Gipser, 16. Nora, 19. Anno, 20. Stab, 21. Dien, 22. Iskra, 24. TASS, 26. Most, 27. Inari, 29. Uran, 30. Kode, 33. Leer, 35. Edam, 36. Seeger, 40. Gatter, 41. Hesse, 42. Lima, 43. Probe, 44. Montag.

Senkrecht: 2. Aurora, 3. Gong, 4. Reep, 5. Bake, 6. Isar, 7. Eisen, 8. Owens, 10. Amboß, 14. Irak, 15. Sedan, 17. Otto, 18. Abitur, 19. Antike, 23. Ringe, 25. Soda, 26. Malaga, 28. Aloe, 31. Odessa, 32. Emden, 34. Eiter, 36. Selb, 37. Erie, 38. Guam, 39. Rhin.

Buchstabentausch: Haus, Wand, Korn, Sand, Eger, Brut, Motte, Band, Mode, Rate, Zinn, Barke, Rind. — Hans Grodotzki.

Buchstabenstreichen: „Die Verbindung verlieren bedeutet die Führung und damit den Sieg verlieren.“

Feldermosaik: „Jeder Armeeangehörige der NVA ein Träger des Sportabzeichens.“

Auflösung der Schachaufgabe aus Heft Nr. 1/61

Weiß: Ke7, Da8, Le4, Sf5, Bg6; Schwarz: Kh8, Dg8, Bg7, h7 von Th. Gerbec. Matt in drei Zügen. 1. Sh6!, droht nach 1. . . . Da8: 2. Sf7† Kg8 3. gh7: matt, 1. . . . gh6: 2. g7†! Kg7: 3. Da1 matt.

Wir bitten unsere Leser, das sinnentstellende Silbenrätsel in Heft 1/61 zu entschuldigen. Die Redaktion

Von Pskow bis Swerdlowsk

Die Zahl der Briefmarkenfreunde wächst in unserer Republik von Tag zu Tag. Das ist gar kein Wunder, ist doch die Philatelie ein Zweig der schöpferischen, kulturellen Freizeitbetätigung geworden. Und so häufen sich auch die Zuschriften an unsere Redaktion, in denen Leser anregen, philatelistische Probleme zu behandeln.

Wir werden, beginnend mit dem heutigen Beitrag, diese Wünsche gern erfüllen.

Natürlich hat sich der Charakter der Philatelie grundlegend geändert, seitdem die Werktätigen sich damit beschäftigen. Mehr und mehr verschwinden das Spekulantentum gewisser „Auch-Sammler" und die weltfremden zähnchenzählenden Sonderlinge. Bei uns befaßt man sich heute mit dem politischen Inhalt und der künstlerischen Gestaltung des Markenbildes, mit der philatelistischen Aussage postalischer Dokumente. Dabei gehen wir immer mehr vom chronologischen zum thematischen Sammeln und zu Dokumentarsammlungen über, ohne dabei die klassischen Sammlungen zu unterschätzen. Der 43. Jahrestag der Sowjetarmee ist uns für diesmal ein willkommener Anlaß, das Interesse auf das weitverbreitete und beliebte Sammelthema „Die Sowjetarmee" zu lenken. Zugleich fordern wir alle Philatelie-Interessenten auf, uns weitere Themenwünsche bekanntzugeben, die wir weitgehend berücksichtigen wollen.

Die Redaktion



Am 15. Januar 1918 wurde in einem Dekret der Sowjetregierung die Errichtung einer Arbeiter-und-Bauern-Armee verkündet. Verfolgen wir den Weg dieser Armee von damals bis heute an Hand sowjetischer Briefmarken. Natürlich kann es nicht Aufgabe dieses Artikels sein, alle in Frage kommenden Motivmarken der Sowjetunion zu diesem Thema anzuführen. Wir wollen zum Sammeln anregen, und wer dieses Thema aufgreift, wird beim Sammeln selbst immer neue Marken dieser Art kennenlernen. Die Armeen der deutschen Imperialisten fielen nach dem Abbruch der Waffenstillstandsverhandlungen von Brest-Litowsk am 18. Februar 1918 auf der ganzen Frontbreite — von der Ostsee bis zum Schwarzen Meer — in den jungen Sowjetstaat ein. In dieser für die Sowjetmacht so schweren Stunde erging der Ruf der Partei und der Sowjetregierung: „Das sozialistische Vaterland ist in Gefahr!" Neue Truppenteile der Roten Armee entstanden. So begegnen wir dem Porträt eines Rotgardisten erstmalig auf einer Briefmarke des Jahres 1922 (199). Auf einem zum 10. Jahrestag der Gründung der Sowjetarmee emittierten Satz finden wir dann einen Infanteristen, einen Matrosen, einen Kavalleristen und einen Flieger (354—357).

Den Sieg über die deutschen Truppen bei Narwa und Pskow (2026) betrachtet das sowjetische Volk als den Geburtstag seiner Armee. Aus den Reihen dieser Armee, die während der Interventionskriege noch oft ihre Schlagkraft unter Beweis stellte, kommen solche hervorragenden militärischen Führer wie M. W. Frunse, dessen Porträt wir erstmalig auf einer Marke des Jahres 1935 finden (539), und Tschapajew (928). Von den Marken, die an die Interventionskriege erinnern, sei hier nur der Satz angeführt, der am 20. Jahrestag der Erstürmung der Landenge von Perekop ausgegeben wurde (774 bis 779).

Die zweite große Bewährungsprobe bestand die Sowjetarmee im Großen Vaterländischen Krieg. Briefmarken berichten uns von den Taten unvergessener Helden wie O Koschewoi (891), A. Matrossow (916), den Fliegern B. Safonow (931) und Gastello (833), aber auch der Komsomolzinnen Soja Kosmodemjanskaja (830) und Schura Tschekalin (831) und vieler anderer Helden. Andere Marken erinnern uns an die Schlacht bei Stalingrad (951) und an das Hissen der roten Fahne auf dem Reichstagsgebäude in Berlin (954). Briefmarken ehren nicht nur den Einsatz aller Waffengattungen der Sowjetarmee, sondern zeugen vom heldenhaften Kampf der Partisanen (838), und es gibt eine Reihe Motive von der engen Verbundenheit der Heimat mit der Front. So hat die sowjetische Postverwaltung den selbstlosen Einsatz der Munitionsarbeiter (839), der Kolchosbäuerinnen (844) und der Uniformnäherinnen (845) gewürdigt. Schließlich zeigen die Marken verschiedener Sätze die Orden der Sowjetunion.

Bei all diesen ruhmreichen Kampftraditionen der Sowjetarmee wollen wir jedoch nicht vergessen, daß es das oberste Anliegen der Sowjetunion war und ist, den Weltfrieden zu sichern und die weltweite, totale und kontrollierte Abrüstung durchzusetzen. Ihre Bemühungen während der 20er und 30er Jahre zur Abrüstung fanden im Satz „Gegen Krieg und Vernichtung" (494—498) einen erschütternden, aufrüttelnden Niederschlag. Dem gleichen Anliegen sind auch nach dem zweiten Weltkrieg wieder zahlreiche Emissionen gewidmet (2100, 2104, 2339).

Freilich, solange die Imperialisten einer totalen Abrüstung nicht zustimmen und ihre Rüstungen forcieren, muß auch die Sowjetarmee stets einsatzbereit sein, um jedweden Aggressor zu zügeln. Daß sie dazu in der Lage ist, bewies sie vor aller Welt erneut am 1. Mai 1960, als Sowjetsoldaten mit einer einzigen Rakete die U2-Spionagemaschine der USA über Swerdlowsk herunterholten.

Von Pskow bis Swerdlowsk — eine gerade Entwicklungslinie. Wir sind stolz darauf, daß diese Armee unser enger Waffenbruder ist. Das sozialistische Lager steht auf Wacht für den Frieden.

Wolf

(Die in Klammern angegebenen Zahlen stellen die Lipsia-Katalog-Nummern der jeweiligen Marken dar.)



Li.-Nr. 963



Li.-Nr. 384



Li.-Nr. 998



Li.-Nr. 954



Li.-Nr. 2067

Auflösung unserer Dezember-Preisfrage: „Wer weiß, wer wer ist?"

1. Annekatrin Bürger
2. Jürgen Frohriep
3. Günter Haack

Die bereits übersandten Buchpreise gewannen:

1. Josef Wimmer, Stralsund, Postfach 6892
2. Marianne Brien, Perleberg, Platz der Freundschaft
3. Wolfgang Kuhnert, Leipzig N 22, Postfach 9134a
4. Günter Michael, Dahme (Mark), Krankenhaus
5. K.-Heinz Zabel, Berlin-Köpenick, Charlottenstraße 14
6. Gisela Käser, Neuschönberg 5, bei Waldheim (Sachsen)
7. Frank Hennig, Peenemünde (Usedom), Postfach 6453
8. Hugo und Lotti Tokarski, Moskau E-250, Postfach 4119
9. Wolfgang Böhmer, Marxwalde (Kreis Seelow), PSF 1508 D
10. Renate Scherpe, Hainsberg (Sachsen), Hauptstraße 21

Aus dem Inhalt:

Das Redaktionskollegium

Anschrift der Redaktion: Berlin N 3, Postschließfach 7986, Telefon: 42 68 41 und über 22 06 0

„Armee-Rundschau"
Illustriertes Armeemagazin

Herausgegeben im Deutschen Militärverlag, Berlin N 3, Postschließfach 6943, Liz.-Nr. 5/I

Erscheint monatlich, Vierteljahresabonnement 3,– DM.

Bestellungen bei der Deutschen Post

Titelbild:

Zu unserer Bildreportage „Ziel nähert sich im Planquadrat x–y", Seite 87

Rücktitel:

Im Ballettsaal des Erich-Weinert-Ensembles. Tänzerinnen des Ensembles proben eine Ausdrucksstudie des modernen Tanzes, die später in einem Tanzbild auf der Bühne wiederzusehen sein wird.

Fotos 1. und 4. Umschlagseite: Gebauer

Redaktionsschluß dieses Heftes: 3. Januar 1961

Achtung! 2. Literaturwettbewerb!

Nach Redaktionsschluß wurde uns mitgeteilt, daß der Deutsche Militärverlag zum

2. Literaturwettbewerb aus Anlaß des 5. Jahrestages der Nationalen Volksarmee

aufgerufen hat. Beteiligen können sich alle Soldaten, Matrosen und Flieger, Unteroffiziere, Maate und Offiziere, Zivilbeschäftigten und Angehörigen der Reserve der Nationalen Volksarmee. Die genauen Teilnahmebedingungen lesen Sie bitte in der Wochenzeitung „Volksarmee", Nummer 5/61.

Die Redaktion

Der schwarze Jet

(Fortsetzung von Seite 112)

durch Zeichen, daß er trinken möchte. Sie geben ihm ein Glas Wasser, und er leert es durstig.

Ein Bauer erscheint und bringt einen Behälter, der auf dem Acker gefunden wurde. Als die Offiziere ihn öffnen, kommen ein Messer und eine Zange zum Vorschein, Angelgerät, Socken und eine Anzahl anderer Dinge, die Kjomja Tschuschkin dazu veranlassen, leise durch die Zähne zu pfeifen. Auf dem Tisch erscheinen nach und nach Patronen, Messer, Kompaß, Signalraketen, eine Injektionsnadel, Verbandpäckchen und — Armbanduhren.

Einer der Offiziere öffnet dem Flieger die Kombitaschen. Bündel von Geldscheinen sind darin; Rubel, Dollars, Westmark, türkisches Geld und goldene Ringe. Nach und nach häuft sich auf dem Tisch das Arsenal eines Spions. Es gibt keinen Zweifel mehr: hier sitzt nicht ein in Not geratener Pilot, sondern ein gefährlicher Feind, der frech in den Luftraum der Sowjetunion eingedrungen ist.

Die Offiziere erhalten die Nachricht, daß die Absturzstelle des Flugzeuges gefunden worden ist. Es heißt, daß kein Brand entstanden ist und vieles von der abgestürzten Maschine heilgeblieben ist.

„Genosse Hauptmann", meldet einer der Komsomolzen, die von dort kommen, „das Flugzeug hatte keine Kennzeichen. Man kann es sehen, die Tragflächen sind schwarz gespritzt. Wir haben die Gegend absperren lassen, damit nichts angerührt wird . . ."

Der Fremde sitzt immer noch, ohne ein Wort zu sagen, auf dem Stuhl, den man ihm hingeschoben hat. Er verfolgt alles, was um ihn herum vorgeht, mit ängstlichen Blicken.

„Sieh ihn dir an, Kjomja", sagt Surin zu seinem Freund. „Das schlechte Gewissen steht in seinen Augen!"

Angewidert fügt er hinzu: „Ob er sich wohl jetzt in die Hose macht, der Held?"

Der ehemalige Matrose Kjomja Tschuschkin ist tief enttäuscht. Es gibt keinen Zweifel mehr darüber, wen man hier vor sich hat. Und Kjomja Tschuschkin, der ebenso wie die anderen nicht gezögert hat, als er glaubte, daß seine Hilfe gebraucht wurde, zündet sich langsam eine „Kasbek" an, um den schalen Geschmack von der Zunge zu vertreiben. Dann geht er ein wenig näher an den Fremden heran und sagt: „Ich habe Sie vorhin versehentlich mit ‚Freund' angeredet, Herr. Es tut mir leid, Sie haben diese Anrede nicht verdient. Aber was Sie wirklich verdienen, das wird man Ihnen geben. Todsicher."

Der Fremde sieht ihn ängstlich an, obwohl Kjomja gar nicht die Absicht hat, ihm etwas zu tun. Doch er spricht auch jetzt noch kein Wort.

Erst viel später, als er von einem Dolmetscher der Sicherheitsorgane vernommen wird, antwortet er in seiner Sprache, der amerikanischen.

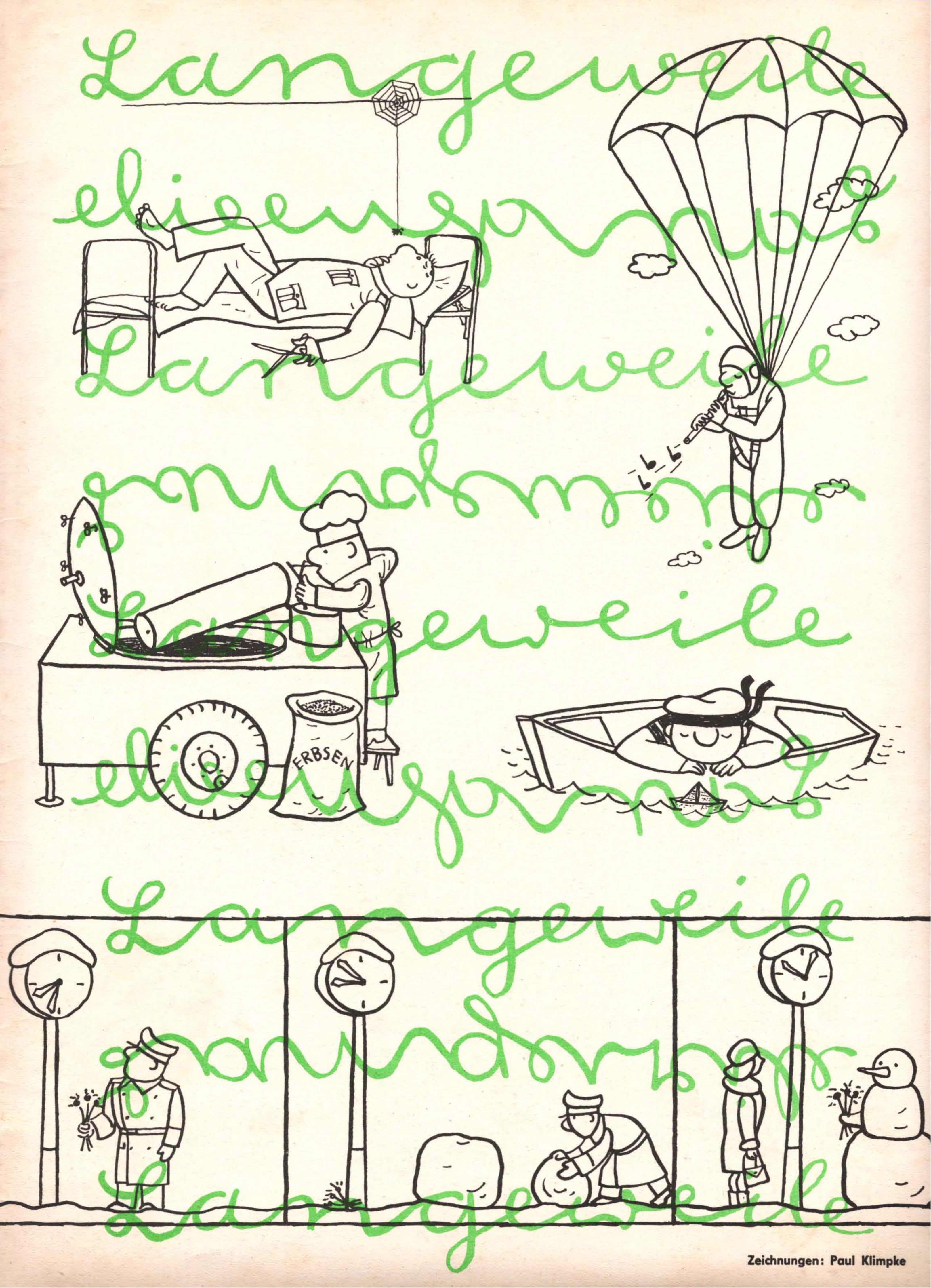
*

Der Mann, der sich im Register des Grand Hotels von Bodö in Norwegen als Mister Tools eingetragen hatte, erhebt sich am frühen Nachmittag jenes 1. Mai schließlich aus dem Sessel in der Halle des Flughafens. Seit der voraussichtlichen Ankunftszeit der in Peshawar gestarteten U-2 sind Stunden vergangen. Mister Tools kann nicht mehr warten. Er muß Nachforschungen anstellen.

In der Funkstelle des NATO-Stützpunktes weist er sich aus und hat binnen weniger Minuten eine Verbindung mit Peshawar. Er läßt den Funker die Kennummer der überfälligen U-2 durchgeben und fragt nach ihrem Verbleib. Es dauert eine ganze Zeit, bis er Antwort erhält. Sie lautet militärisch knapp: „Verbleib unbekannt. Keine Signale."

Tools steckt sich schweigend eine Zigarette an und überlegt. Was ist geschehen? Der U-2 ist eine bestimmte Flugroute vorgeschrieben. Weicht sie davon ab, dann liegen wichtige Gründe dafür vor. Was aber hat den Piloten veranlaßt, seinen Kurs zu ändern? Übrigens müßte er um diese Zeit bereits gelandet sein. Seit einer Stunde ist sein Treibstoffvorrat erschöpft, und falls die Maschine nicht unter außerordentlich günstigen Wetterbedingungen noch eine Zeit segeln konnte, müßte sie bereits irgendwo gelandet sein. Irgendwo, denkt Tools, ich habe herauszufinden, wo, gottverdammt!

(Fortsetzung folgt)



Zeichnungen: Paul Klimpke


ARMEE
Rundschau